Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 48 / Berlin, 27. November 1908

Perspektiven / Von Carl von Wartenberg, Oberstleutnant a. D.

Tief in seinem Innersten ist das deutsche Volk durch die Enthüllungen getroffen worden, die das mit der Zustimmung des Monarchen im „Daily Telegraph“ veröffentlichte „Kaiser-Interview“ gebracht hatte. Sehr schwer hat es die jähe Entlassung Bismarcks aus seinen Aemtern überwunden, Jahrzehnte werden vergehen können, bis es die durch den Artikel des „Daily Telegraph“ bekannt gegebene Tatsache vergessen haben wird, daß der deutsche Kaiser den von den Buren hart bedrängten Engländern mit einem von ihm selber entworfenen Feldzugsplan hat zu Hilfe kommen wollen. Hatte er nicht erst wenige Jahre zuvor dieselben Buren, zu deren Vernichtung er nun das Seinige beizutragen suchte, zum nachhaltigsten Widerstand gegen das britische Inselreich aufs kräftigste ermuntert? Aber nicht die allgemeine Wirkung dieses durch nichts zu rechtfertigenden Frontwechsels auf das deutsche Volk soll hier des näheren erörtert werden, sondern die militärischen Perspektiven des Umstandes, daß Wilhelm II. sich zugetraut hat, selber einen Feldzugsplan zu entwerfen, und des weiteren Umstandes, daß, wie sich auch aus dem Artikel des „Daily Telegraph“ ergeben hat, dieser Feldzugsplan, bevor er nach England abging, von preußischen Generälen hat begutachtet werden können. Jawohl, ein regelrechter Feldzugsplan ist der Königin von England übersandt worden. In der Sitzung des Reichstags am 10. November d. J. wußte zwar Fürst Bülow nur etwas von „akademischen Aphorismen“, die der Enkel seiner Großmutter überreicht hätte. Aber es kennzeichnete seine verzweifelte Lage, daß er den Mut fand dem deutschen Volke ein solches Ammenmärchen vorzutragen, von dem er voraussehen konnte, daß es von allen ehrlich Denkenden mit Hohngelächter aufgenommen werden würde. Und der „Daily Telegraph“ hätte wahrhaftig nicht nötig gehabt, sofort jenem Märchen die Versicherung entgegenzustellen, daß Wilhelm II. das „Kaiser-Interview“ vor der Drucklegung in allen seinen Teilen gebilligt hat. Die Aufstellung eines Feldzugsplanes durch Wilhelm II. sowie seine Begutachtung durch preußische Generäle sind aber danach angetan, das deutsche Volk auch aufs schwerste zu beunruhigen.

Mancher Leser des „Kaiser-Interview“ mag geglaubt haben, ein Feldzugsplan lasse sich aus dem Aermel schütteln. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Dazu gehören außer einer ungewöhnlichen, umfassenden Begabung besondere Kenntnisse. An eine solche Arbeit gingen die größten Helden der neuen Kriegsgeschichte erst heran, nachdem sie alle in Betracht kommenden Faktoren auf das eingehendste studiert und erwogen hatten. Angenommen aber auch, es träfe zu, was geschmeidige Leute von Wilhelm II. stets behauptet haben, er wäre ein Feldherrngenie, wo sollen denn die zum Entwurf eines Feldzugsplanes unerläßlichen Kenntnisse herkommen, die sich doch nur durch eigene Arbeit erwerben lassen? Zur Aneignung dieser hat es Kaiser Wilhelm von jeher an der erforderlichen Muße gefehlt; von der nicht minder notwendigen Ausdauer gar nicht zu reden. Die Obliegenheit des königlichen Berufs sind heute sehr mannigfaltig. Andererseits führt Wilhelm II. doch ein sehr unstätes Dasein, bei dem ein langes Verweilen bei ernsten Gegenständen völlig ausgeschlossen ist. Jedenfalls ist zu sorgfältigen und eingehenden Erwägungen militärischer Operationen an der Hand

von Karten und Plänen im Salonwagen der Eisenbahnen keine Gelegenheit. Wenn der Kaiser dessenungeachtet sogar nicht vor der Abfassung von Feldzugsplänen zurückschreckt, nicht einmal von solchen, deren Ausführung er glaubt erhoffen zu können, so ist dies ein nicht zu widerlegender Beweis dafür, daß er seine militärischen Fähigkeiten ungemein hoch einschätzt, und daß er es ernst gemeint hat, als er den jetzigen Chef des preußischen Generalstabes, den General von Moltke, der sich bekanntlich zuerst sträubte, sein gegenwärtiges Amt anzunehmen, hierzu mit dem Hinweis darauf ermunterte, er sei für dieses Amt nur für den Frieden ausersehen; im Kriege würde er sein eigener Stratege sein. Schwer haben bisher das Reich und das Königreich Preußen unter dem fortgesetzten persönlichen impulsiven Eingreifen des Kaisers in die auswärtige und innere Politik zu leiden gehabt. Wessen sie sich wohl erst zu versehen haben werden, wenn Wilhelm II. als Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte darauf bestehen sollte, im Kriege sein eigener Stratege zu sein? Nach der Ansicht klar sehender und unterrichteter Politiker ist das Reich seit der Entlassung Bismarcks stets am Rande eines Abgrunds gewandelt. Liegt nicht die Befürchtung nahe, daß es dann in den Abgrund hinunterstürzen wird?

Ungerecht würde es indessen sein, wollte man den Kaiser für die die Zukunft des Reiches unmittelbar bedrohende ungewöhnlich hohe Einschätzung seiner militärischen Fähigkeiten allein verantwortlich machen. Erst in den drei letzten Jahren hat er sich in den Kaisermanövern nicht mehr als Führer einer Partei betätigt. Bis dahin sahen wir ihn dort stets an der Spitze eines Korps und einer Armee-Abteilung. Und stets schlug er den Gegner, der sich nicht übermäßig wehrte, weil er wußte, wer ihm gegenüberstand, oder der bestimmt zu sein schien, den kaiserlichen Feldherrn zu einem Sedan zu verhelfen, wenn auch nur zu einem markierten. Wilhelm dem Zweiten ist ein selten großes Selbstvertrauen eigen. Kein Wunder, wenn die beständigen glänzenden Manöversiege in ihm schließlich den Glauben erweckt haben, er sei ein besonderer Günstling der Vorsehung, die ihn ohne irgendwelche nennenswerte Vorbereitung auch zur Lösung von Aufgaben befähigt habe, die noch einem Friedrich dem Großen, einem Napoleon I. und einem Moltke Kopfzerbrechen verursacht hätten. Mit Orden und Auszeichnungen sind die Organisatoren der Manöversiege Wilhelms II. beglückt worden. Welch ein Hohn! Hatten diese Organisatoren nicht völlig das Augenmaß für das verloren, was das Vaterland von ihnen erheischte?

Das richtige Augenmaß für die Gebote des Vaterlandes hatten zweifellos auch die Generale eingebüßt, die geglaubt haben, den von Kaiser Wilhelm für England entworfenen Feldzugsplan gegen die Buren begutachten zu müssen. Zufolge des Artikels im „Daily Telegraph“ hat die Begutachtung sogar dem preußischen Generalstab obgelegen. Allerdings hat Fürst Bülow am 10. November auch dies bestritten, und er ist hierin den Spuren des Generals gefolgt, der zur Zeit der Burenkriege an der Spitze des preußischen Generalstabes gestanden hat. Dieser hat die Begutachtung des Feldzugsplanes durch den Generalstab ebenfalls in Abrede gestellt. Indessen es handelt sich hier nur um einen Kampf um Worte. Denn in derselben Korrespondenz, in welcher der ehemalige Chef des preußischen Generalstabes so beflissen von dem Feldzugsplan abrückte, wurden gleichzeitig als seine Begutachter zwei preußische Generäle namhaft gemacht, von denen einer an hervorragender Stelle dem Generalstab angehört hat. Sehr bezeichnend ist es aber, daß der frühere Chef des Generalstabes sich nach Möglichkeit gegen den Verdacht zu schützen sucht, er habe bei der Aufstellung des Feldzugsplanes gegen die Buren die Hand mit im Spiele gehabt. Er läßt die Schlußfolgerung zu, daß auch nach seiner Ansicht die Beteiligung preußischer Militärs an seiner Anfertigung nicht zu rechtfertigen ist.

Mehrere Redner haben im Reichstag von einer Verletzung der Neutralität gesprochen, deren sich der deutsche Kaiser durch Uebersendung des Feldzugsplanes an seine englische Großmutter schuldig gemacht. Aber auch wenn die mit seiner Begutachtung betrauten Generäle diesen Schritt weniger streng beurteilt haben sollten, so hätten sie dennoch ihre Mitarbeit verweigern müssen. Deutsche Offiziere haben ihre Kräfte nur in den Dienst ihres Vaterlandes zu stellen, aber nicht in den Dienst fremder Staaten, vollends nicht Englands,

das noch keine kritische Situation hat vorübergehen lassen, ohne die Welt von seinen deutschfeindlichen Gesinnungen zu überzeugen. Waren nicht im letzten deutsch-französischen Kriege der Engländer Sympathien ganz auf seiten der Franzosen, und haben sie diese nicht nach jeder Richtung unterstützt, soweit es in ihren Kräften stand? Wer erinnert sich nicht der nichtswürdigen Treibereien des englischen Königshauses und seiner deutschen Angehörigen im Hauptquartier zu Versailles zugunsten Frankreichs und der großen Schwierigkeiten, die daraus Bismarck erwuchsen? Indem die preußischen Generäle den Feldzugsplan gegen die Buren begutachteten, ließen sie sich zweifellos die Unterstützung Englands bei dessen Bemühen um die Erweiterung seiner Macht angelegen sein; einer Macht, die sich über kurz oder lang auch gegen Deutschland zur Geltung bringen kann. Nur in einem Falle dürfen deutsche Militärs sich auch in den Dienst eines anderen Staates stellen, und zwar wenn dieser dem Deutschen Reiche verbündet ist; aber auch dann erst vom Eintritt in gemeinsame kriegerische Unternehmungen an. Keine Minute vorher. Denn wer weiß, daß der Verbündete nicht noch im letzten Augenblick abspringt und womöglich zum Gegner übergeht?

Man wird vielleicht entgegenhalten, den preußischen Generälen wäre nichts anderes übrig geblieben, als sich dem Willen ihres Kriegsherrn zu fügen. So hätte es der unbedingte militärische Gehorsam verlangt. Freilich hört man viel von einem derartigen Gehorsam reden. Aber in Wahrheit gibt es ihn nicht. Wäre der militärische Gehorsam wirklich ein absoluter, hätte der militärische Untergebene sogar ihm anbefohlene Vergehen und Verbrechen auszuführen. Dazu ist er aber ebensowenig verpflichtet wie zur Förderung der Interessen fremder, dem Deutschen Reiche nur zu häufig feindseliger Staaten. Und in ihrem Falle mußten sich die Generäle um so mehr dem an sie gerichteten Ansinnen versagen, als sie allein die Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen hatten. Ein Herrscher und Kriegsherr hat leicht befehlen. Er steht über den Gesetzen und kann nur auf dem Wege der Revolution, niemals aber durch irgendein Gericht zur Rechenschaft gezogen werden.

Welche Perspektive eröffnet aber die Tatsache, daß selbst Männern in der Stellung von Generälen sogar dort, wo die Interessen des Vaterlandes auf dem Spiel standen, das Augenmaß für die Grenzen des militärischen Gehorsams hatte verloren gehen können? Nicht genug also mit der Perspektive, daß das deutsche Volk durch ein impulsives persönliches Regiment unversehens in einen Krieg gestürzt werden kann, und mit der anderen Perspektive, daß in diesem Kriege Wilhelm II. sein eigener Stratege wird sein wollen. Es muß auch damit gerechnet werden, daß der Kaiser als Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Kräfte dann Generäle finden wird, die seine Befehle ausführen, gleichviel wie sie auf die Geschicke des Vaterlandes wirken werden. Zwar hat sich General von Caprivi sowohl als General wie als Reichskanzler eines Gehorsams dieser Art befleißigt. Er stand unter allen Umständen stramm. Aber man sollte doch meinen, vestigia terrent.

Eine Beichte / Roman von Maxim Gorki

Im Männerkloster / Bei Vater Antonij

Fortsetzung

Bald erschien auch seine Dame auf dem Plane: Es war schon spät in der Nacht. Ich höre, wie Antonij klingelt und ruft:

„Rasch, rasch — den Samowar!“

Wie ich den Samowar hinstelle, sehe ich: auf dem Divan sitzt eine Weibsperson in einem bauschigen rosa Kleide, das blonde Haar fällt aufgelöst über ihre Schultern, klein ist sie wie eine Puppe, das Gesicht rosig gefärbt, die Augen blau. Recht ernst und sittsam erschien sie mir.

Ich stelle das Geschirr auf den Tisch, es kann Antonij nicht schnell genug gehen.

„Nur rasch, rasch, beeil dich!“

„Sieh doch, wie er entflammt ist!“ denk ich.

Dieses Liebesspiel gefiel mir insoweit, als ich sah, daß Antonij doch wenigstens für die Liebe, eine sonst nicht gar zu weise Sache, befähigt war. Ich selbst blieb damals in dieser Hinsicht völlig kalt. Die Ausschweifungen der Mönche stießen mich ab. Vater Antonij war schließlich alles andere, nur kein Mönch; sein Frauenzimmer war in eigner Weise hübsch, so frisch und nett wie ein neues Spielzeug.

Am Morgen kam ich, um die Zimmer aufzuräumen. Er war nicht da — zum Abt war er gegangen. Sie sitzt auf dem Diwan mit einem Buche in der Hand, mit untergeschlagenen Beinen, noch ungekämmt, halb angezogen. Sie fragt, wie ich heiße, und wie lange ich schon im Kloster sei.

„Langweilst du dich hier nicht?“

„Nein“.

„Wie sonderbar — wenn's nämlich wahr ist!“

„Warum soll's nicht wahr sein?“

„Du bist so jung, so hübsch!“

„Ist denn das Kloster bloß für Mißgeburten da?“

Sie lachte laut auf und ließ ihr nacktes Bein vom Divan herabgleiten. Dabei sieht sie mich an und läßt sich in ihrem Benehmen völlig gehen — zeigt ihre bis an die Schulter entblößten Arme und hält es nicht für nötig, ihr Kleid auf der Brust zuzuknöpfen.

„Ist alles umsonst,“ denk ich, „behalt deine Reize nur für deinen Geliebten!“

Da fragt die kleine Närrin:

„Regst du dich denn nicht auf, wenn du eine Frau siehst?“

„Ich seh sie eben nicht, und übrigens — wodurch sollte sie mich aufregen?“

„Wodurch? Hahahaha! Wodurch sie dich aufregen soll?“

In diesem Augenblick trat Antonij zur Tür herein und fragt ärgerlich:

„Was gibt's hier, Zoe? Hm?“

„Ach, er ist so spaßig, der Junge!“

Nun begann sie zu schwatzen, zu schwatzen, und erzählte ihm, wie spaßig ich sei. Aber Antonij hört nicht auf sie, sondern befiehlt mir streng:

„Geh, pack die Koffer und Reisesäcke aus. Ein Teil des Mitgebrachten muß zum Abt geschafft werden.“

Bei Tisch tranken beide ziemlich viel, und am Abend, nach dem Tee, war die Kleine schon ganz betrunken. Auch Antonij schien einen schwereren Rausch zu haben als sonst. Er trieb mich aus einer Ecke in die andere. — Bring dies, bring jenes, hieß es, bald mußt ich den Wein wärmen, bald kühlen. Ich lauf hin und her wie ein Kellner im Wirtshaus, sie aber kehren sich immer weniger an meine Gegenwart, die Dame entkleidet sich nach und nach, da ihr zu heiß ist, und der gnädige Herr fragt mich plötzlich:

„Sag, Matwjej — ist sie hübsch?“

„Es macht sich“.

„Nein, sieh sie dir nur richtig an!“

Sie kann sich in ihrem Rausch nicht halten vor Lachen.

Ich will gehen, Antonij aber schreit wild auf mich los:

„Wohin denn? Halt! Zeig dich ihm einmal nackt, Zochen . . .“

Ich glaubte mich verhört zu haben, aber sie hatte den Schlafrock, den sie trug, bereits heruntergerissen und stand im Rausch schwankend da. Ich seh Antonij an, und er mich. Mein Herz klopft heftig in peinlicher Unruhe, und ich fühle etwas wie Mitleid mit diesem gnädigen Herrn. Die Gemeinheit, die er begangen, steht ihm so gar nicht zu Gesicht, und ich empfinde Scham um des Weibes willen.

Und nun schreit er mich an:

„Mach, daß du hinauskommst, Bauernlümmel!“

„Bist selbst ein Lümmel!“ Er sprang auf, warf den Tisch samt den Flaschen um, das Geschirr fällt klirrend zu Boden, und ein dunkler Strom fließt rasch darüber hin. Ich ging in den Garten hinaus und legte mich da nieder. Ein quälendes Gefühl bedrückt mein Herz, ein Ziehen und Reißen, wie von einer Erkältung. Es ist still ringsum, nur Antonij höre ich in der Zelle schreien:

„Hinaus mit dir!“

Die Frau aber antwortet wimmernd:

„Wage es nicht, du Narr!“

Dann hörte ich, wie im Hofe ein Wagen angespannt wurde, hörte das unzufriedene Schnauben der Pferde und ihren lauten Hufschlag auf dem harten Boden. Türen wurden aufgerissen und zugeschlagen, die Räder des Wagens knarrten, und das Tor der Klostermauer kreischte in den Angeln. Vater Antonij schritt durch den Garten und rief mich laut:

„Matwjej! Wo bist du?“

Seine hohe Gestalt in der dunklen Kutte bewegt sich langsam zwischen den Apfelbäumen vorwärts, mit den Händen faßt er nach den Zweigen, daß der duftige Blütenschnee von ihnen auf die Erde niederrieselt, und murmelt dabei vor sich hin:

„Dieser Dummkopf . . . wart!“

Hinter ihm her huscht über die Erde sein dichter, dunkler Schatten.

Ich blieb bis zum Morgen im Garten liegen, in der Frühe aber trat ich vor Vater Isidor hin.

„Ich bitte um meinen Paß, ich gehe fort von hier!“

Er sprang vom Stuhl auf vor Verwunderung:

„Weshalb? Wohin willst du gehen?“

„Auf und davon will ich gehen. Wohin — weiß ich nicht“.

Er fährt fort, mich auszuforschen.

„Ich habe nichts weiter zu erklären“.

Ich trat aus seiner Zelle und setzte mich auf eine Bank in der Nähe, unter eine alte Kiefer; absichtlich setzte ich mich dahin, weil auf dieser Bank alle jene, die aus dem Kloster ausgestoßen waren oder es freiwillig verließen, gleichsam zur Bekanntgabe an die Andern zu sitzen pflegten. Die Brüder gingen an mir vorüber und sahen mich von der Seite an, manche von ihnen spieen vor mir aus. Ich habe vergessen zu sagen, daß ein Gerücht im Umlauf war, Antonij habe mich zu seinem Liebhaber erkoren. Die Novizen beneideten mich, die Mönche aber meinen gnädigen Herrn, und eine Flut von Verleumdungen ergoß sich über uns beide.

„Aha, nun hat er den Laufpaß bekommen — Ehre sei dir, o Herr!“ sprachen die Brüder, als sie an mir vorüberkamen.

Vater Assaf, ein durchtriebener, boshafter Alter, der für den Abt Spionendienste betrieb und im übrigen im Kloster die Rolle eines frömmelnden Halbnarren spielte, warf mir die schändlichsten Schmähworte an den Kopf, daß ich mich genötigt sah, ihm zuzurufen:

„Mach, daß du wegkommst, Alter, sonst nehm ich dich beim Ohr und führ dich selbst auf die Seite!“

Obschon er, wie gesagt, ein halber Narr war, so verstand er doch meine Worte.

Der Abt des Klosters ließ mich rufen und sprach freundlich zu mir:

„Ich sagte dir damals gleich, Matwjej, mein Sohn, daß du besser ins Klosterkontor hineinpaßt — und sieh, ich habe recht behalten! So ist's immer: auf die Aelteren muß man hören. Wie kannst du bei deinem Trotz es als Zellendiener aushalten? Nun hast du den ehrenwerten Vater Antonij so abscheulich beschimpft!“

„Hat er Ihnen das gesagt?“

„Wer sonst?“

„Hat er Ihnen auch erzählt, daß er mir eine nackte Frau gezeigt hat?“

Der ehrwürdige Vater Abt schlug ein Kreuz und streckt seine Hände in frommer Angst wie zur Abwehr gegen mich aus:

„Was sprichst du da? Schweig still, der Herr sei mit dir! Was für ein Weib? Du hast eine Vision gehabt, eine Ausgeburt deines sündigen Fleisches war es, eine Versuchung des Satans! Oh, oh, oh! Bedenke doch — wie soll ein weibliches Wesen in ein Männerkloster kommen?“

Ich suchte ihn zu beruhigen:

„Wer hat denn gestern für Sie den Portwein, den Käse und den Kaviar mitgebracht?“

Da war seine Bestürzung noch viel größer.

„Was redest du nur? Christus sei mit dir! Wie kannst du dir so unerhörte Dinge ausdenken?“ Zuwider war mir das alles, um den Verstand zu verlieren.

Gegen Mittag fuhr ich über den See, ließ mich am Ufer nieder und sah nach dem Kloster hinüber, in dem ich über zwei Jahre grobe Arbeit verrichtet hatte.

Mit ausgebreiteten Fittichen liegt der Wald und zeigt das Kloster, das sich an seine Brust lehnt. Von dem üppigen Grün heben sich grell die zackigen weißen Mauern ab und die blauen Kugeltürme der alten Kirche, die goldene Kuppel des neuen Gotteshauses, die Streifen der roten Dächer; hell und lockend flammen die Kreuze, über ihnen aber läutet die blaue Glocke des Himmels in freudiger Frühlingsruhe, und die Sonne jauchst in strahlendem Siegesglanze.

Und angesichts dieser Schönheit und Pracht, die das Herz mit lebendigem Entzücken erfüllt, haben sich schwarze Menschen in langen Kleidern in dunkle Winkel verkrochen und verwesen da, ihre öden Tage ohne Liebe, ohne Freude verbringend, in Schmutz und sinnloser Arbeit.

Mitleid empfand ich mit ihnen allen, auch mit mir selbst. Fast hätte ich geweint. Ich stand auf und ging weiter.

Fortsetzung folgt

Yankeedoodle-Fahrt / Von Otto Julius Bierbaum

VII

Von großen Zuckertüten, Triumphzügen und dem Erbfeinde; von Mondkälbern, Rudyard Kipling und zwei Bauernburschen; von Engländern, Deutschen und Amerikanern; von Malteser Menschen, Tieren und Industrien; von der Mensurehrlichkeit der Johanniter, dem Leben im Stein und von einer prächtigen Kathedrale.

Kurz nachdem ich die große Zuckertüte erhalten hatte, mit der in der mythologischen Aera meiner Kinderjahre vor 1870 der erste Schulgang versüßt zu werden pflegte, war ich Zeuge eines ungeheuren Jubeltrubels, in dem die Stadt Leipzig sozusagen symbolisch ihr Teil an der großen Reichszuckertüte in Empfang nahm: worauf dann der schwere politische Schulgang des deutschen Volkes begann, der jetzt bis zu der rigorosen Maturitätsprüfung mit dem Thema Weltpolitik gediehen ist. Ich war sechs Jahre alt und hatte an den kriegerischen Errungenschaften nur insofern teilgenommen, als ich, wie alle anderen Leipziger Jungen, fleißig mit den französischen Kriegsgefangenen „kaupelte“. Für eine Tasche voll Dreier, die ich meiner guten Mutter abgebettelt hatte, war ich in den Besitz eines französischen Soldatenkäppis gelangt, das mir zwar bis über die Ohren herunterrutschte, mich aber doch viel forscher dünkte als die schöne schottische Mütze mit Flatterbändern, die ich nach der damaligen Jungenmode sonst trug: natürlich schief sitzend, denn, wie es damals hieß: schief ist englisch, und englisch ist modern. Nun aber durfte ich als Zuschauer auch am Allgemeinen der Siegeslust teilnehmen. „Einzug der siegreichen

Truppen“: das Wort rauschte durch den Tag wie die schwarzweißroten Fahnen, die aus allen Fenstern hingen. (Uebrigens habe ich es nicht in der Erinnerung, daß die Straßen Leipzigs, durch die der Siegeseinzug damals ging, mit demselben Aufwand von Goldgewinden und Triumphpforten so pompös dekoriert waren wie die Straßen Wiesbadens vor drei Jahren zum Einzuge Kaiser Wilhelms II., der sich in der Stadt der heißen Quellen nicht von Siegen, sondern von einer Reise auszuruhen kam. Angesichts dieser Via triumphalis ohne triumphale Ursache habe ich mich damals gefragt, was den guten Wiesbadenern wohl zu tun übrigbliebe, wenn es einmal gilt, wirklich einen Triumph zu feiern. Vermutlich werden sie sich dann allesamt persönlich vergolden lassen.) Alle Welt war aufgeregt und begeistert. Das ging aus dem Gebrause hervor, das in meine Welt drang, deren Mittelpunkt mein Vater war: gewiß der aufgeregteste und begeistertste von allen. Er hatte Biertonnen vor sein Haus rollen und Bretter darauflegen lassen, und auf dieser Tribüne erwartete er mit meiner Mutter und mir und seinem gesamten „Personale“ die Sieger. Jeder von uns war mit Eichenkränzen bepackt. Ein kleines, dickes Küchenmädchen Namens Ida (sprich Idda) stand überdies in einem Wäschekorbe zwischen aufgehäuften Eichenlaubgewinden, die zur Reserve bestimmt waren. Ich erinnere mich noch deutlich, daß es unablässig das Lied summte: „Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart.“ Ich ritt, mit dem Franzosenkäppi bedeckt, auf den Schultern meines Vaters und hatte somit eine unvergleichlich schöne Aussicht. Wenn ich aber auf die Frage antworten sollte, was ich gesehen habe, so wüßte ich nichts zu antworten. Es war ein Strudel vor meinen Augen. Ich war völlig benommen von all dem Gewoge und Gelärme. Und als die Soldaten kamen, als die Militärmusik dröhnte, und ein ungeheures Hurra sich heranwälzte und über mir zusammenschlug wie eine brüllende Woge des Jubels, da riß ich zwar den Mund auf, vermochte aber, wie sehr mein Vater mich auch anfeuerte, kein Hurra herauszubringen. Warf auch meine Kränze nicht: starrte bloß. Starrte und sah nichts, das mir geblieben ist. Nur das Bild eines Offiziers zu Pferde hat sich mir eingegraben, unauslöschlich: Es war ein großer, breitschulteriger Mann mit einem langen, blonden Vollbarte, der seinen Degen hochhielt. Aber der Degen war bis zur Spitze verborgen unter Eichenkränzen. Und er hatte scheinbar keine Pickelhaube auf, sondern einen Eichenkranzbau: so war sein Helm davon bedeckt. Er lachte mit offenem Munde und bewegte dabei seinen Kopf fortwährend zum Gruße hin und her, auf und ab. Wie eine Vision ist mir das geblieben. Als mich mein Vater da[illegible] fragte: „Na, Junge, war's schön? Hast Du auch alles gesehen?“, da wußte ich erst gar [illegible] und dann nur das zu agen: „Der Feldherr war das Schönste, der wie Gambrinus aussah.“

Mein Vater lachte, und ich hatte noch lange unter dem Spotte zu leiden, daß ich einen siegreichen Gambrinus hatte einreiten sehen. Man nannte einen komischen Einfall, was ein ganz feierlicher Eindruck gewesen war. Denn Gambrinus, den ich oft abgebildet gesehen hatte, wenn mein Vater Bockbier ausschänkte, war für mich nicht etwa bloß ein König so gut wie jeder andere, obwohl er auf einem Bierfasse saß, sondern unbedingt der schönste von allen Königen, weil er so majestätisch lustig und bunt aussah.

Doch ich habe mehr erzählt, als ich in diesem Zusammenhange beabsichtigte. Ich wollte auf ein Wort hinaus, das ich an diesem Tage immer wieder hörte: „Der Erbfeind ist geschlagen.“ Mein Vater, der es gerne gesehen hätte, daß ich die Bedeutung

dieses Siegeseinzugs erfaßte, versuchte, mir das Wort klarzumachen, indem er etwa so zu mir sprach: „Das deutsche Volk hat immer nur einen Feind gehabt: das französische. Das haben wir nun besiegt. Es muß Ruhe halten. Nun können wir ganz ruhig sein; niemand wird uns mehr angreifen. Die Franzosen können nicht mehr, und alle anderen Völker sind unsere guten Freunde."

Zugegeben, daß mein Vater kein großer Politikus war. Er war wohl zu gutmütig dazu. Aber es gab solcher guten Leute viele, und ich hörte, solange ich Kind war, immer dieselbe Meinung. Auch später, als ich selber Zeitungen las, vernahm ich das gleiche. Und so wurde auch in mir die Meinung fest: für Deutschland könne es nur einen Krieg geben: mit Frankreich. Als ich dann, zu meinem großen Mißvergnügen, im Hofe der Pleißenburg zu Leipzig ein Jahr lang zum Krieger dressiert wurde, sagte mein Feldwebel, wollte er mich zu exakteren Wendungen, schöneren „Griffen", hinreißenderem Stechschritt anfeuern: „Dadarmit wärn Se Buhlangern nich imbonieren!" Es war die Zeit, wo General Boulangers Name als Wetterwolke figurierte. Aber auch nach dessen Tode, der viel mehr nach Liebe als nach Rache Durst gelitten hatte, blieb die Meinung bestehen, daß für Deutschland nur ein Krieg mit Frankreich in Betracht käme. Wir überdies, die Generation, die den Krieg mit Frankreich als Kinder erlebt hatte, wuchsen immer mehr in die Zuversicht hinein, daß überhaupt an keinen Krieg zu denken sei. Wir sind, je älter wir wurden, immer friedenszuversichtlicher geworden, da uns Zeichen genug dafür aus Frankreich gekommen sind, daß die dort heraufsteigende Generation Wichtigeres ins Auge faßt als das Loch in den Vogesen. Wenn aber, so fragten wir uns, die Franzosen nicht mehr mit uns anbinden wollen: wem sonst sollte das einfallen?

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich vor ein paar Jahren zum erstenmal in einer Zeitung dem Gedanken begegnete: England sei der Feind.

Oh, wie bist du doch geduldig,
Zeitungsrotationspapier!
Dacht' ich mir.
Leitartikelpolitikaster
Zeugen in perversem Laster
Mondkalbsphantasien mit dir.

Aber siehe: die Mondkälber traten herdenweise auf. Und, wie bei uns, so bei den Briten. Ich hätte das immer noch nicht ernst genommen (weil meine Bewunderung für die anonymen Lenker der Weltgeschichte in den Zeitungen reichlich mit Skepsis untermengt ist), wenn ich nicht eines Tages von der erlauchten Stiefelsohle des vortrefflichen Poeten Rudyard Kipling einen Tritt gegen die Magengegend erhalten hätte. Die Grobheit, mit der der Verfasser des Dschungelbuchs uns „Teutonen" als Barbaren und Schlimmeres anbrüllte, gab mir zu denken. Wenn es in einem englischen Gehirne, dem für Phantasien der üppigsten Art ganz Indien zu Gebote steht, so daß es also gewiß nicht an Stoffmangel leidet, so aussieht, muß wirklich etwas los sein, das besser fest wäre, und sei es nur eine Zerebralschraube, kalkulierte ich. Die politischen Redakteure der großen Tageszeitungen mögen das Gras wachsen hören: aber das ist ein Vorgang, dessen Phonetik so schwach ist, daß auch die sensibelste Akustik in einem Redakteurgehirn sich täuschen kann. Die Gedanken eines rassigen Poeten aber sind sozusagen das Gras selber. Schießt das in so bedenkliche Halme, dann muß man wohl acht geben.

Ich tat's, und es dauerte nicht lange, so war auch ich in das große Netz von Fühlfäden eingesponnen, die jetzt zwischen Deutschland und Großbritannien, mit recht fataler Elektrizität geladen, hin und her gehen. Wird Kurzschluß eintreten? Oder werden Onkel und Neffe, die allem Anschein nach eine Weile auch reichlich geladen waren, noch rechtzeitig den Funkenstrom ausschalten können? Wird das schwarze Meer von Tinte einem roten von Blut Platz machen, oder werden wir in ein paar Jahren den Heroismus unserer politischen Schriftsteller, die hüben wie drüben sogar die großen Batterien dröhnender Kriegsromane in die Gefechtslinie rasseln ließen, so vergessen haben, wie uns jetzt Held Buhlanger in Vergessenheit geraten ist?

Notwendigkeiten entgeht kein Mensch, kein Volk: auch dann nicht, wenn Mensch und Volk scheinbar ohne Not Notwendigkeiten vor sich aufrichten. Wenn zwei Bauernburschen ein Mädel haben wollen, so ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß sie sich einigen: heute Nacht du, morgen Nacht ich. Viel größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß jeder auf einen günstigen Moment lauert, wo der andere mit möglichst großer Aussicht auf Erfolg an der Gurgel zu packen ist. Oder sie werden so wütig, daß sie bei erstbester Gelegenheit aufeinander losfahren. Manchmal gehen sie auch taktisch vor: warten irgendeine Kirchweih oder sonst ein Fest ab und sichern sich vorher Spezis zu Hilfe und Rückhalt. Was ist bei alledem die Notwendigkeit? Daß jeder allein genießen — herrschen will. Auch spricht cavalleria rusticana mit. Wer zurücktritt, gilt dem anderen als Lapp, und es hilft ihm nichts, wenn er beteuert, er habe ein anderes, ebenso gutes oder besseres Mädel gefunden, eine aus der Nachbarschaft. Es wäre bloß vernünftig, wenn er die andere nähme. Es könnten dann zwei gleich große Bauern nebeneinander sitzen, so dick im Fett, als es nur möglich ist, es auszuschöpfen, und sie könnten sich mit ihren Weibern Sonntags zum Kaffee besuchen und über die anderen lachen. Ich frage aber alle Verfasser von Bauernstücken, ob sich aus solcher Vernunft ein rechtschaffenes Drama machen läßt. Nein, es läßt sich nicht! Schon weil Vernunft unwahrscheinlich ist. Denn es sitzt die Notwendigkeit in den Bauernburschen, zu raufen. Sie wird als Liebe und Ehre empfunden: was ist dagegen zu machen? Und sie führt zu prachtvollen Aufregungen, die stärker und verlockender sind als alle Vernunft. Denn: wohin führt die schließlich? Ins Fett? Gewiß! Aber im Fett ist die Langeweile, und so dick ist kein Bauernblut, daß es nicht einmal schäumen möchte.

Zwischen Deutschland und England scheint die Sache ähnlich zu liegen; nur kommt als verschärfender Umstand hinzu, daß England das Mädel schon sicher zu haben glaubt und über alle Begriffe erstaunt ist, kurz vorm Kirchgang einen Rivalen auf dem Plan erscheinen zu sehen, der bisher für einen zwar kräftigen, aber etwas einfältigen Knaben galt.

*

Diese Betrachtungen scheinen mit dem Thema der Yankeedoodlefahrt nicht das geringste zu tun zu haben, hängen aber durchaus damit zusammen. Denn jede Seereise führt irgendwie nach England und damit zu den Fragen, die heute als Holzpapierwürmer durch die Zeitungen rascheln. Die Grundfrage ist wohl die: hat England ein Monopol auf die alleinige Beherrschung der Meere? In welchem Grade es die Vorherrschaft zur See besitzt, lehrt der Augenschein auch im Mittelmeer, wo die Engländer

*

eigentlich gar nichts zu suchen hätten — hätten sie nicht ein paar recht derbe Brocken dort schon — gefunden. Im Finden und Behalten haben sie bisher den höchsten Rekord aufgestellt — dank ihrer Flotte. Und nun macht sie der Gedanke höllisch nervös, es könnte auch ein anderer zum Suchen flottmachen. Schon die kanonenlosen Schiffe à la Yankeedoodle sind ihnen recht sehr zuwider. Denn ein wie nobles Volk sie sonst auch sein mögen — sie sind geschäftsneidisch. Auch der adlige Kaufmann wird eklig, wenn Konkurrenten kommen. Und wenn's gar ein sogenannter Vetter ist, einer aus der Verwandtschaft, dem man bisher mit einigem Wohlwollen sein Budikchen gönnen durfte, dann wird's bös. Unter Cousins sind Eifersuchten am gefährlichsten.

Es läßt sich wohl begreifen, daß den Briten die schwarzweißrote Fahne (von der Kriegsflagge gar nicht zu reden) auf See ein unerwünschter Anblick ist, zumal wenn sie, wie im Mittelmeere, fast ebenso häufig auftritt wie die englische. Die deutschen Schiffe haben den englischen bereits fühlbar Abbruch getan. Amerikaner scheinen überhaupt nur unter den schwarzweißroten Streifen zu reisen. Dafür wird auf deutschen Schiffen der Geburtstag Washingtons genau so gefeiert wie der des Deutschen Kaisers, und die O. S. M. L. geht sogar so weit, besonders anmutige und muntere junge Herren mit auf Reisen zu schicken, deren Hauptamt es zu sein scheint, mit den Amerikanerinnen zu flirten. Auch die Speisekarte hat einen deutlichen amerikanischen Einschlag, und das Englisch der Schiffsoffiziere, die, wenn sie bei Tische Ansprachen halten, es nie unterlassen, auf die deutsche Rede den englischen Speech zu setzen, huldigt den Yankees guttural. Da diese die teuersten Kabinen innehaben und überdies auch deshalb bessere Kunden sind als die Deutschen, weil sie ihre Reise in die oriental wonderlands nicht erst in Genua, sondern schon in New York antreten und ebenso weit zurückfahren, so ergibt sich, vom kaufmännischen Standpunkte, eine gewisse Bevorzugung der größeren Portemonnaies von selbst. Und die Amerikaner scheinen Leute zu sein, die auf Schmeichelbutterbröten selbst ein Uebermaß von Butter recht wohl vertragen, — während die Deutschen patriotisch genug sind, selbst einen scheinbaren Mangel an vaterländischem Selbstbewußtsein läßlich zu finden, wenn damit einem patriotischen Zwecke gedient wird: eben der Yankee-Kaptivierung. Allright. Ich bin weder Geschäftsmann noch Politiker und konstatiere die geschäftspolitischen Bücklinge bloß. Habe im Grunde auch gar nichts dagegen, „pourvue que la geste soit belle". Daran fehlt's ein bißchen. Die Haltung könnte doch ein *wenig* mehr *Zurückhaltung* sein. Den Engländern Abbruch tun: schön. Nur sollte man es vermeiden, dabei das ohnehin recht beträchtliche Selbstbewußtsein der Großbeutel-Yankees bis zur Ueberhebung hinaufzukitzeln. Die Briten befolgen die entgegengesetzte Taktik: sind steif, fast hochmütig. Servieren weder nationalamerikanischen Hirsebrei, noch die ebenso schmackhafte amerikanische Musik und reden natürlich *englisches* Englisch. Sie haben dadurch, wenn ich recht berichtet bin, die amerikanischen Passagiere verloren (und das tut ihnen bitter leid), aber der Respekt, den die Amerikaner vor ihnen haben, hat nicht die leiseste Nuance von — Wohlwollen (und das erfüllt sie mit einer Genugtuung, die ich vollkommen begreife). Daß sie *uns gar* nicht recht mögen, spürt man bei allen Begegnungen: sei es auf See, sei es an Land. Auch Schiffe besitzen die Möglichkeit, einen Gruß in der Art eines Mannes zu erwidern, der erst einen Moment den Ueberraschten spielt („Wer ist denn das? Wo hab' ich den denn schon

mal . . . ? Ach so! Na ja!") und dann ein bißchen am Hute rückt. Mag es nun an der allgemeinen Stimmung liegen, die uns heute, wenn nicht schon beherrscht, so doch immer unheimlicher beschleicht, oder beruht es auf Tatsächlichem: man fühlt sich als Deutscher draußen von allem Englischen sonderbar kühl, fast höhnisch und herausfordernd gemustert. Ich bin vielleicht übersensibel; aber wenn wir an der Seite eines englischen Schiffes lagen, kam es mir immer vor, als hüllte sich dies, während Yankeedoodle, nach seiner schlechten Gewohnheit, unausgesetzt Musik verübte und die Fülle seiner elektrischen Beleuchtung blendend zur Geltung brachte, aus feindseligem Degout in Stille und Finsternis. Einmal rückte eins sogar mitten in der Nacht von uns ab. Das mag irgendeinen nautischen Grund gehabt haben. Aber mir war, als sei es aus dem Gefühle geschehen: die Nachbarschaft gefällt mir nicht. Daß uns selbst die kleinen Seekadetten eines englischen Schulschiffes hochmütig-phlegmatisch von oben herab wie gelangweilte Masken über die Achsel ansahen, als wir nach Malta ausgebootet wurden, war, glaub' ich, keine Einbildung, sondern ein durchaus richtiger Eindruck.

Der Abschied von Syrakus (abends um sechs) war rötlichlila gewesen: einer der aquarellsten Sonnenuntergänge, die ich erlebt habe. Die Begrüßung von Malta vollzog sich (früh um sieben Uhr, nach einer wunderbar ruhigen Meerfahrt) auspiciis von Grau und Orange: ganz Pastell.

Der Anblick von Hafen und Insel gehört zu den stärksten Eindrücken, die uns die ganze Reise beschert hat. Er drängte sofort das Wort auf, das mir geblieben ist: Malta, die steinerne. Das Ganze *eine* große Bastion. Zu höchst ein Wachtturm, auf dem sich der berühmte elektrische Knopf befinden soll, durch den beim Nahen eines feindlichen Schiffes punktgenau dann, wenn es die Minenlinie überfahren will, die höllische Granatenkette unter See zur Explosion gebracht werden kann. Erzählte mir ein Herr, der bereit war, darauf zu schwören. Möglich, daß er trotz seines grauen Bartes phantasierte. Aber ich traue den Engländern solche Punktgenauigkeiten schon zu. Und auch wenn's nicht stimmt: von der See aus dürfte es sich kaum jemand unterstehen, nach dieser steinernen Seekrone Englands zu langen. Und mit der Zeppeline ist's ein wenig weit. Ich schlage vor, wir lassen das Vaterland der frühesten Kartoffeln unsern geliebten Vettern. Sie haben ein gewisses Anrecht darauf durch die musterhafte Ordnung erworben, die sie auf der Insel verbreitet haben, auf der es sonst wohl immer etwas afrikanisch zugegangen ist, obgleich sie die Herren oft genug gewechselt hat.

Ein kleiner Abriß in den beliebten Sechsfüßern:

Malta, kartoffelberühmt in der Gegenwart, früher durch Rosen,
Ragt wie ein steinerner Kamm Amphitritens hervor aus der Salzflut.
Seltsame Insel, vom Schicksal bestimmt, gewonnen, verloren,
Immer als Beute von Hand zu Hand der Herren zu fallen:
Söhne Phöniziens; Griechen; Karthager; Römer; Vandalen;
Goten; Byzanz; der Araber Faust; normannische Franken;
Arragon dann, bis der spanische Karl, ein Kaiser der Deutschen,
Hin sie gab den Rittern aus allerlei Blute Europens:
Deutschen, Franzosen, Spaniern und was noch sonst sich dem Schlitzkreuz
Keusch, gehorsam und arm unterwarf, großmeistergeleitet.

Doch ein größerer Meister erschien und nahm im Vorbeigehn,
Wie seine Art es war, das Inselchen: Held Bonaparte,
Bis Old England, geschickt in derlei Geschäften, sich freundlich
Selbst übertragenen Amtes beflißt: den Fels zu verwalten.
Ach, und er ward ihm so lieb, und die Bürde so süß, daß es höflich
Sprach: Ich bleibe, ihr Herrn von der keuschen, gehorsamen Armut,
Da euch, wie sich's gezeigt, das heiße Klima nicht guttut,
Während für mich keine Hitze zu groß, kein Reichtum zu viel ist.
Und seitdem spaziert souverän der Rotrock auf Malta,
Der auf dem Welttheater die Rolle des lächelnden Erben
Wie kein andrer zu spielen versteht. — Der braune Malteser,
Araber halb, halb Grieche, soweit er nicht sonst noch etwas ist,
Denkt sich: sei's wer es sei, geniert er nur nicht die Kartoffeln.

Die guten Malteser, von denen meine Frau behauptet, daß sie halb wie Griechen, halb wie Affen aussehen, haben sich vermutlich nie so wohl geborgen gefühlt wie unter dem britischen Dreizack. Ganz sicher scheint es mir, daß es den Tieren auf Malta nie so gut gegangen ist wie unter der Herrschaft der Engländer, deren Tierfreundlichkeit sich die Italiener bezeichnenderweise damit zu erklären versuchen, daß sie annehmen, die Lords glaubten an Seelenwanderung und malträtierten die povera bestia nur deshalb nicht, weil englische Seelen darin stecken könnten. So gut gehaltene Pferde, Maultiere, Esel haben wir auf der ganzen Reise nicht zu sehen bekommen wie auf diesem britischen Dominium. Mit Ziegen und Hunden wird geradezu eine Art Kultus getrieben. Vor mehr als einem Hause sahen wir die dürren Meckertiere auf Teppichen liegen, und die Hunde, obwohl kein einziger „Malteser" darunter war (die Rasse scheint von den Ladies nach England exportiert worden zu sein), erfreuen sich Münchener Dackelembonpoints.

Die Hauptstraßen der Treppenstadt La Valette sind in einer Weise stattlich, sauber, soigniert, daß man den malerischen Dreck Siziliens beinahe vermißt. Da es Sonntag war, präsentierten sich auch die Untertanen des Kings im „Staate", so daß nur die braune Hautfarbe und die unglaublich schwarzen afrikanischen Augen uns davor bewahrten, sie für waschechte Gentlemen zu halten, als welche, wie bekannt, die schönsten Apfelbäckchen unter allen Europäern haben und so blaue Augen, daß nur die friesischen sich daneben sehen lassen können.

Wie oft mögen die Eingeborenen schon das Kostüm gewechselt haben! Da wir schlecht imitierte Engländer auch bei uns zu Hause bewundern können, hätten wir natürlich lieber Nationaltrachten gesehen als diese vom praktischen England erfundene Normaltracht. Aber nur die Frauen haben davon etwas bewahrt: die Faldetta, eine Art Mittelding zwischen Kopftuch und Sonnenschirm, gleichzeitig auch Mantel. Ich bin nicht recht hinter den Mechanismus der Sache gekommen, die nach Art einer Wagenplane konstruiert zu sein scheint: schwarzer, dünner Stoff, auf einen beweglichen Reifen gespannt. Von weitem sieht es aus, als käme ein Schiff, das gegen den Wind kreuzt: so bläht sich nach der Sonnenseite der Stoff über den Reifen. Uebrigens fand ich die Malteserinnen hübsch, und es muß unangenehm gewesen sein, das Keuschheitsgelübde ernst zu nehmen gegenüber diesen

rassigen Heißblüterinnen, die etwas liebenswürdig Animales haben. Meine Frau behauptet, und ich glaube, sie hat recht (wie immer), daß das schönste Menschenkind, mit dessen Anblick uns diese Reise begnadete, ein malteser Baby war, das, auf dem Schoße seiner Mutter sitzend, uns sein Köpfchen zuwandte, wie wir vorüberfuhren. „Wenn es Engel gibt: das war ihr König", sagte meine Frau, die damit freilich einen für eine gute Katholikin unziemlichen Skeptizismus, aber auch die schöne Kunst bewährt hat, einen Eindruck kurz und gut in Worte zu fassen.

Zur Belobung dafür erhielt sie einen Orden: ein Malteserkreuz aus Silberfiligran und ein Medaillon in derselben Arbeit, gleichfalls schlitzkreuzdekoriert. Sowie in demselben Dekor ein paar Meter malteser Seidenspitze. Ich erwähne das nicht, um zu zeigen, wie generös ich sein kann (obwohl dies Detail vielleicht dazu beitragen könnte, meinen Charakter reizend zu illustrieren), sondern einmal, um darauf hinzuweisen, wieviel besser treffende Worte honoriert werden, wenn sie, statt aus der Stahlfeder, aus einem Frauenmunde kommen, und dann, um auf diese hübschen malteser Industrien hinzuweisen: Silberfiligran und Spitzen. In ihnen wird das Malteserkreuz noch auf die Nachwelt kommen, die keine Ordenskreuze mehr kennt.

Vergeblich habe ich mich auf allen Plätzen nach den Kreuzen umgesehen, die, noch bis zum Schluß der Ordensherrschaft auf Malta, dort an die Mauern gemalt worden sind, wo ein Ritter im Duell gefallen war. Malta war nämlich das gelobte Land der unbedingten Satisfaktionspflicht. Seine Gesetze verboten nicht einmal pro forma den ritterlichen Zweikampf. Gesetzlich bestimmt war nur der Ort, wo die Mensuren, öffentlich, auf einem bestimmten Platze, ausgefochten werden mußten, und es war ferner Konvention mit der Kraft eines Gesetzes, daß augenblicklich die Degen eingesteckt werden mußten, wenn ein Weib, ein Priester oder ein Ritter es befahl. Da aber die Weiber kein Interesse an den Rittern hatten, die Priester deren Diener und die Ritter selber Freunde des ehrehegenden Degens waren, so ist anzunehmen, daß eine Mensur auf Malta noch seltener aufgehoben worden ist als eine im Hirschgraben zu Heidelberg. Eine Geschichte aus der Zeit des letzten regierenden Ordensmeisters zeigt, wieviel gefährlicher ein Verruf wegen „Kneifens" unter diesen Rittern war als heute unter Korpsstudenten. Zwei Ritter hatten sich beim Billardspiel entzweit, und der eine hatte dem anderen einen Schlag versetzt. Darauf, natürlich, Forderung. Aber der, der geschlagen hatte, weigerte sich, zum Erstaunen ganz Maltas, das derlei für unmöglich hielt, Satisfaktion zu geben. Die Forderung wurde wiederholt: der sonderbare Ritter, ein allzu verfrühtes Mitglied der Antiduelliga, weigerte sich noch immer. Daraufhin wurde er nicht etwa c. i. dimittiert, sondern er erhielt folgende Strafen: 1. fünfundvierzig Tage hintereinander Kirchen- (Kirchen-!) Buße in der großen Kathedrale zu St. Johann, 2. fünf Jahre Dunkelarrest in einem unterirdischen Kerker, 3. lebenslängliche Festungshaft. Ein bißchen viel, aber schließlich optimo jure verhängt. Denn Ritter sollen nicht kneifen — am wenigsten, wenn sie sich vorher „in Realavantage gesetzt" haben. Arg aber ist, was der zeitgenössische Erzähler weiterhin berichtet: auch der andere blieb diffamiert. Die Ritter konnten sich nicht darüber hinwegsetzen, daß einer unter ihnen war, der einen empfangenen Schlag nicht mit dem Blute seines Gegners weggewaschen hatte.

Wir durchwanderten im Trupp die Räume des ehemaligen Großmeisterpalastes, in dem jetzt der englische Gouverneur residiert. Waffen, Waffen, Waffen. Aber alle diese Spieße, Beile, Schwerter, Flinten, Kanonen haben nichts ausgerichtet gegen den kleinen Bonaparte. Es scheint, die Ritter haben alle gerade Billard gespielt oder pp.-Suiten ausgefochten, als er ankam. Das Schönste ist der Gerichtssaal mit seinen prachtvollen Gobelins. Aber wir wurden vorbeigetrieben wie eine Herde am saftigen Raine. „Vorüber, ihr Schafe, vorüber, so will es das Reisebureau." Im Hofe eine erstaunliche Sehenswürdigkeit — für Malteser: ein paar ausgewachsene Bäume. Weil es deren auf der Insel sonst keine gibt, hat jeder ein Schild umgehängt gekriegt mit seinem Namen. Man taust hier Bäume wie anderswo Schiffe. In der Tat, Goethe hatte recht, als er 1822 zu Parthey sagte: „Dieser dürre Kalkfelsen zwischen Sizilien und Afrika muß einen eigentümlichen Charakter haben." Das Eigentümlichste an ihm ist, daß er keinen Baumwuchs hat; nur der Johannisbrotbaum kommt auf ihm fort: vermutlich eine Aufmerksamkeit für die Johanniter.

Von der Baracca snperiore, dem obersten Bollwerk dieser unglaublichen, zum großen Teile aus dem Felsen gehauenen Festung, genoßen wir nicht nur den prachtvollen Blick auf den Hafen, sondern auch hinterwärts über das Land. Land? Wir sahen nur Gestein. Und worauf wachsen dann die berühmten Kartoffeln? Wo die nicht minder berühmten Blutorangen? Die Baumwollstauden? Rosen? Limonen? Feigen? Alles auf diesem Steinicht. Es kommt einem ganz unwahrscheinlich vor, wenn man es hört, daß ein Fels ohne Erde zu den fruchtbarsten Flecken unseres Planeten zählt. Einiges Erdreich soll zwar früher aus Sizilien herübergeschifft worden sein; in der Hauptsache aber ist es die künstlich zerbröckelte Oberschicht des Felsens selber, die alle diese Pflanzenwesen hervorbringt und erhält. Es gibt nichts Totes. Alles lebt und zeugt. Wer weiß, was für schöne Sachen auf den Kratern des Mondes wachsen. Die Mondkälber (die wirklichen) sind am Ende fetter als unsere.

Unerhört schön ist die Kathedrale San Giovanni. Hier hat Aristokratie Pracht mit höchstem Geschmacke entfaltet. Es ist, als stünde man in lauter Gold. Die Priester, wie lauter zelebrierende Könige, sangen die Messe. Der blaue Weihrauchdampf wölkte durch Licht und Glanz. Aber die Malteser (mehr Männer als Frauen: wieder eine Eigentümlichkeit dieses Kalkfelsens) sahen und hörten nichts; sie knieten nicht: sie lagen auf den Marmorfliesen und beteten. Den Katholizismus wird der englische Stahlbesen hier nicht fortfegen. Gütiger Himmel: wie brennt die Andacht in afrikanischen Augen!

Wir schritten durch die Seitenkapellen, die nach den verschiedenen Nationen der Ritter eingeteilt sind. Da glänzt silbern die Lilie Frankreichs, dort flammt golden der deutsche Adler; die Wappen der edelsten Geschlechter Europas durchsetzen mit ihren bunten Farben das überall dominierende Gold. Zusammengehalten aber wird das Ganze durch das immer wiederkehrende Kreuz des Ordens.

Unter den Bildern ist mir eins aufgefallen: ein Martyrium des heiligen Johannes. Der Adel seiner Linien, das Zurückgehaltene in seinen Farben, die schöne Einfalt im Ausdrucke seines Inhaltes lassen dieses bedeutende Kunstwerk als die kostbarste Einzelheit in diesem erstaunlich eindrucksvollen Ganzen erscheinen.

Als wir aus dieser alten katholisch-ritterlichen Pracht heraustraten, kam uns der Herr Konstabler mit seiner Londoner Nebelmontur denn doch etwas sonderbar vor.

Laterna magica / Von Paul Leppin

In dem Zimmer, dessen Fenster dem Walde zugekehrt sind, brennt noch die Lampe. Ein Mann sitzt beim Tische und schaut über die Seiten des offenen Buches hinweg in den Regen, der draußen in den Garten fällt. Seine Augen sind ganz unbeweglich, wie bei einem, der in der Erinnerung sucht und kann sich nicht besinnen. Ganz deutlich weiß er es nicht mehr. Der Beginn und das Ende sind verwischt. In seinem Gehirn ist nur eine kleine, merkwürdig helle Lücke, in der ein paar Sekunden jenes Geschehnisses lebendig sind. Aufmerksam, angespannt horcht er in sich hinein. Er sieht die Dinge wie in einem winzigen Spiegelscherben, ein flüchtiges Aufblitzen eines Moments, mit verzerrter Perspektive, mit zerbrochenem Lichtschimmer an den Rändern.

Da ist jener Weg außerhalb der Stadt, dort wo ein paar verstaubte Villen stehn. Er ist oft bei Tag stundenlang umhergewandert, ohne ihn zu finden. Und doch, damals, als er ihn lief, atemlos, von einer entsetzlichen Angst bedrückt, ohnmächtig, einen einzigen Schrei von seiner gelähmten Zunge zu lösen, da war es ihm in seinem Schrecken ganz klar bewußt, daß er ihn hundertmal schon gegangen war. Der Weg stieg steil in die Höhe, an Feldern und Stachelzäunen entlang. Links ging eine abschüssige, grüne Lehne in die Chaussee. Wenn er im Laufe den Kopf nach rückwärts drehte, sah er irgendwo die riesigen Umrisse der Gasanstalt. Er spürte ganz dicht in der Nähe den Herzschlag der großen Stadt, ein Eisenbahnzug fuhr pfeifend in den Bahnhof ein, und das Geräusch der Räder dröhnte in seinen Ohren.

Aber das Ganze ist aus seinem Gedächtnisse ausgelöscht. Dumpf, blind, reglos, unergründlich liegt die Finsternis über diesen Dingen. Nur das Gefühl jener ungeheuern Angst, jener verzweifelten Feigheit ist noch in ihm und kriecht bisweilen langsam wie ein Wurm über die Zeilen seines Buches, wenn er am Abend bei der Lampe sitzt und liest. Dann sieht er auch plötzlich wieder den Weg vor sich, diesen lange, lange bekannten Weg, den er niemals finden konnte. Es war nur ein Augenblick, ohne Anfang und ohne Ziel. Die Zeit dehnt sich endlos zwischen damals und heute. Es müssen viele, viele Jahrzehnte her sein, seit jenem Tag. Aber ist er nicht erst dreißig Jahre alt? Ein unheimliches Gefühl der Verwunderung überkommt ihn immer, daß man ein großes, quälendes Schicksal so ganz vergessen kann. Furchtbarer als an jenem Tage ist die Angst niemals in ihm gewesen. Er weiß gut, daß es das Schlimmste war, das ihm damals geschah. Der steile Fußpfad, den er im Schrecken lief, das war der böseste Weg seines Lebens. Oder war es wohl garnicht sein eigenes Leben? War er in das Dasein eines Fremden hineingeraten? Gibt es geheime, rätselhafte Brücken, Türen, die sich plötzlich öffnen und wieder schließen, die an unser leibhaftiges Leben grenzen, durch die man hindurchgeht und sich verirrt?

Es muß wohl ein anderer gewesen sein, jener Mann mit dem Schrecken —

*

Der Wind spielt mit den Vorhängen des geöffneten Fensters und trägt von draußen den Geruch der feuchten Erde und des Regens herein.

Der Mann bei der Lampe sieht in das Buch, das vor ihm auf dem Tische liegt. Aber die Buchstaben schwimmen undeutlich in schwarze Linien zusammen. So eine Regennacht in einem schweigsamen Hause scheucht alte, versteckte Gedanken aus ihren Schlupfwinkeln. Lautlos wie die Nachtfalter fliegen sie auf und stellen sich zögernd ins Lampenlicht. Ihre Gesichter sind weiß, weil sie lange im Dunkeln waren — — — — —

Das war in einem kleinen, österreichischen Dorf, das zwischen Waldhügeln eingebettet lag, wo er den Sommer verbrachte. Abends saßen die Gäste in der niedrigen Wirtsstube mit den geschwärzten Holzbalken an der Decke. Im rückwärtigen Eck scherzten ein paar Städter mit ihren Damen. Neben ihm auf der rohgezimmerten Bank schnurrte die „Gräfin". Wieso kommt es, daß man einer alten, blinden Katze von ungefähr einen Namen gibt, einen sonderbaren, weithergeholten Namen? — Woher kam ihm der Einfall, jene Karte

zu schreiben, die er dann am Heimweg in den Postkasten warf? Er schrieb an eine Frau, von der ihm wohl einmal geträumt haben mußte, denn in der Wirklichkeit lebte sie vielleicht garnicht. Oder hatte er in einem Buche von ihr gelesen? Woher wußte er denn plötzlich so gewiß, daß sie Frau Swoboda hieß und im Strandhotel des Nordseebades wohnte, wohin er die Karte adressierte? Er hatte nie zuvor eine Frau gekannt, die diesen Namen trug. Und doch sah er sie damals den ganzen Abend vor seinen Augen, während er von Zeit zu Zeit von dem dunkelroten Biere trank und neben ihm die „Gräfin" ihre grauen Pfoten leckte. In der Nacht weinte er dann in seinem Bette, bis der Morgen kam. Eine tiefe, unbezwingliche Sehnsucht nagte in ihm nach der Frau, deren Gesicht er sehen konnte, wenn er die Lider schloß. Sie war arm und hatte viel Leid getragen. Nach und nach stand am Ende ihr ganzes Bild vor ihm. Sie war klein und mager und hatte einen süßen, traurigen Mund. Ihr Kleid war schlicht und sie zerrte nervös ihre Handschuh über die schlanken Finger. Eine verhaltene Furcht, die ihn unsäglich rührte, machte ihre Hände zittern. Er mußte leise lächeln, denn er wußte ja, daß sie sich schämte, weil sie in ihrer billigen Bluse vor ihm stand, mit den geplatzten Glaçés, die sie eben erst zu Hause gereinigt hatte. — Arme Frau Mitzi! — Ja, ja, so hieß sie ja auch. Und es paßte so garnicht zu ihr, zu ihrer Armut, zu ihrem schmerzlichen Mund, ihrem dürftigen Kleide, daß sie jetzt in dem vornehmen Seebad wohnte und auf das Meer hinaussah. —

Am Tag darauf dachte er mit Staunen an die Tränen dieser Nacht zurück. Er schüttelte den Kopf ob seiner törichten Karte. Tausend Grüße des Herzens hatte er in die Welt hinausgeschickt, an eine Frau, die er nicht kannte. Wer war Frau Mitzi Swoboda? Lebte sie oder war sie nur ein Gaukelbild? Woher kam ihm die Kenntnis von ihr, daß er sie mit allen Sinnen so deutlich spürte, daß er den feinen Gram auf ihrem Munde ahnte, den dünnen Benzingeruch an ihren Fingern? — Die „Gräfin", die er am Abend fragte, schnurrte und sagte nichts. Als er den Namen der Frau Mitzi kosend vor ihr flüsterte, hob sie den Kopf und lauschte.

Er hat nie eine Antwort bekommen auf seinen Gruß. Jahre sind seitdem vergangen. Aber wenn draußen der Briefträger vor der Türe klingelt, dann zuckt noch heute sein Herz zusammen und er denkt: Heut schrieb sie gewiß!

*

Eine Uhr von fernher schlägt drei. Die Regennacht schiebt graue Schatten zum Fenster herein und das Licht der Lampe wird müde und blasser.

Der Mann sitzt noch immer da beim Tische. Er hat die Hand auf das aufgeschlagene Buch gelegt und schaut in den Garten hinaus. Der Abend hat seltsame Gestalten in ihm aufgeweckt, die ihm bange machen. Eine ist da, die steht im Hintergrunde des Zimmers und sieht nach ihm hin. Er kennt sie. Er hat sich schon die ganze Zeit vor ihr gefürchtet, seit er da im Zimmer sitzt und den Regen draußen in den Blättern der Bäume klopfen hört.

Er will aufstehn.

„Gnädige Frau!" — will er sagen, aber er bleibt sitzen und schweigt.

Er denkt an seine Braut. Er denkt daran, wie müde er in den dreißig Jahren seines Lebens wurde. Wenn eine es vermag, ihm den Frieden zu bringen, dann ist es sie. Ihre stillen, feinen, liebreichen Hände würden ihn glücklich machen.

Da geht man über die Gasse, oder man sitzt im Theater oder im Konzert. Jene andere ist neben einem und der Duft ihres Parfüms dringt in rosigen Spiralen in sein Gehirn. Es betäubt ihn und er sieht hinter einem süßen Nebel die weißen Zähne zwischen ihren Lippen. Die Musik trägt ihn über bunte, schimmernde Wolken nach Hause. Die Musik ist heiß, fieberheiß und töricht. Sie nimmt ihn mit weichen, nackten, zärtlichen Armen, sie küßt ihn mit feuchten Lippen, er fühlt sie wie eine kleine, rote, begehrliche Zungenspitze in seinem Mund.

Am anderen Morgen wacht er auf und lächelt über den Traum. Draußen scheint die Sonne in den Gassen und die Spatzen pfeifen. Er kleidet sich an und will spazieren

gehn. Die Luft ist frisch und der Morgen goldig. Er ist vergnügt und denkt bei sich, wie lustig das wäre, wenn er ihr seinen Traum von heute Nacht erzählen würde —

„Gnädige Frau — würde er sagen — heut hat mir geträumt, daß Sie meine Liebste wären. Denken Sie nur ist das nicht ein entzückender Spaß? — Wenn das meine Braut erführe, könnte sie beinah eifersüchtig sein. Und ich hab sie doch so lieb!

Sie sind doch nicht böse — gnädige Frau? Es ist ganz wunderlich, was einem im Schlaf alles durch den Kopf geht. Mir träumte, wir säßen miteinander im Theater und Ihr Fuß berührte den meinen. Ich sah Ihre Augen, die glänzten wie ein Spiegel. Dann haben Sie mich im Dunkeln geküßt, während die Leute nach der Bühne sahn. Und als es dann zu Ende war, nahmen Sie meine Hand und ich ging mit Ihnen nach Hause, in Ihr rotes Boudoir und lag mit Ihnen in Ihrem duftenden Bett und Sie hatten nur das Hemd an und küßten mich wie toll. Am Ende rissen Sie von Ihrem Hemd die blaue Seidenschleife mit den Spitzen ab und ließen mich schwören, daß ich meine Braut verlassen und nur Sie lieben würde zeitlebens. Ich legte die Hand auf die Schleife und schwor — — "

— —

Er geht durch den Park. Die Spatzen lärmen und die Frühsonne tropft von den Zweigen in die Rosensträucher.

Gewiß! Er muß es ihr nächstens erzählen. Sie wird lachen wenn er ihrs sagt. —

Er geht und sieht zwischen den Bäumen ein helles Kleid. Sie kommt ihm langsam auf dem Kiesweg entgegen.

Er grüßt und lächelt, weil er noch immer an den Traum denkt.

„Gnädige Frau!" — will er sagen, aber plötzlich erschrickt er und schweigt. Er zieht die Hand aus der Tasche und hält zwischen den Fingern die blaue Seidenschleife von heut Nacht. —

Er steht still und kann sich nicht rühren. Sie kommt auf ihn zu nnd legt die Hände auf seinen Arm. Ihr Parfüm dringt in rosigen Spiralen in sein Gehirn. Sie fragt und ihre Stimme ist heiß, fieberheiß von der Erinnerung:

„Wie hast Du geschlafen — — — — Geliebter — ?"

*

Draußen kommt zwischen Regengrau und Dämmerung der Tag in den Garten. Der Mann bei der Lampe vergißt das Schlafengehn. Wenn er die Fäuste gegen die müden Augen preßt, dann sieht er ganz tief in sich hinein. Er sieht die Schatten, die im Zwielicht auf ihn warten und seine Seele kommt ihm fremd und wunderlich vor, wie die eines Unbekannten — — — —

München als Kunststadt / Von Ernst Schur

Schluß

IV

Drei Tendenzen beherrschen die moderne Raumkunst. Und man hat zu erwarten, daß sie klärend und einen Ueberblick gebend, den Wert solcher Ausstellung darlegen; da im Alltagsgetriebe alles Prinzipielle, alles Große zerpflückt wird, und selbst das Bedeutende in zahllosen Verwässerungen seiner Kraft beraubt wird, seinen Wert verliert.

Einmal: es macht sich offenkundig in der Raumkunst eine Wendung bemerkbar, die zum Architektonischen strebt. Die Anregung, die von Malern ausging, ist auf fruchtbaren Boden gefallen; die Architekten nehmen ihr Gebiet wieder in Anspruch. Man will die Form, den Stil. Der Zusammenhang mit der Architektur wird gefühlt.

Zum zweiten: man ist von einem alleinseligmachenden Stil, der allen Räumen gleichmäßig aufgeprägt sei, zurückgekommen. Man ist differenzierter geworden. Es gibt Repräsentationsräume, Wohnzimmer, Bureaus usw. In jedem Fall ist der Stil ein anderer, und es ist die Aufgabe fernerer Entwicklung, dieser Differenzierung Form zu geben und den Stil jedes Zweckraumes zu finden. Im Zusammenhang damit

Drittens: man stellt nicht mehr so beherrschend das bloße Prinzip der Sachlichkeit als das alleinseligmachende hin. Das Künst-

lerische regt sich freier. Sachlichkeit mag bei einer bestimmten Art von Räumen am Platze sein; in anderen Fällen ist Schmuck am Platze. Die Individualitäten erwachen.

Es ist merkwürdig, daß gerade die Eintrittsräume von der Raumkunst einen unvorteilhaften Begriff geben. Etwas Disziplinloses haftet, wie gesagt, diesen Wandelhallen, diesem Ehrensaal, diesen Ehrenräumen an. Hier hätte der Eindruck ins Große gesteigert werden müssen. Das ist geradezu vermieden. Hier hätte eine entscheidende Note im Neuen, Raumkünstlerischen angeschlagen werden müssen. Man hat jedoch im Ehrensaal sogar die Stilanlehnung nicht umgehen können. Es ist also zu konstatieren, daß die große Aufgabe, repräsentative Räume festlich-dekorativ zu gestalten, hier geradezu umgangen ist. Sowohl im Architektonischen wie im Malerischen (die Wandbilder von Klemm auf der schmutziggraugrünen Wand, die wohl „pompejanisch" sein sollen, sind geradezu eine Entgleisung) eine Unentschiedenheit, die peinlich berührt.

Bleibt die bürgerliche Raumkunst, die in einer großen Anzahl von Zimmern vertreten ist. Sie scheidet sich in Künstler-Raumkunst und Industrie-Raumkunst.

Als Komplex schließt sich zusammen eine Reihenfolge von sieben Räumen, die von Prof. Gabriel von Seidl entworfen sind. Sie mögen für den Künstler charakteristisch sein; innerhalb der Ausstellung wirken sie antiquiert. Es fällt überall das Arrangierte auf; man vermißt das der modernen Raumkunst eigene Neuschaffen von Grund aus. In einem Vorraum sind die Wände angefüllt mit den Imitationen pompejanischer Wandmalerei von Franz Naager. Unglücklich ist der Hauptraum, ein Durcheinander. Das Stilimitierende ist so charakteristisch aufgeprägt, daß man gerade das vermißt, was einem modernen Raum erst die Berechtigung gibt. Eine Anhäufung von Farben: schlimme, rote Bezüge zu grauem Holz, die außerdem noch mit Gold- und Silberblumen bestickt sind; auch die Pokale und Trinkhörner fehlen nicht. Das gleiche Zuviel macht sich in dem „Weißen Zimmer" bemerkbar. Weißgelbe Wände, ein rotbrauner Kamin. Und in diesem verhältnismäßig kleinen Raum, der schon an sich bunt genug wirkt, ist eine Ueberfülle von Bildern nebeneinander in die Wand eingelassen, die jeder Raumwirkung entbehren und hier jedenfalls wie Abziehbilder wirken. Es folgt ein Flur, dessen Dürftigkeit überrascht; graue Schränke, wie sie jeder Schreinermeister liefert, mit gelben Beschlägen (das Ganze auch als Arbeit schlecht); an Sitzen und Lehnen der Bänke Lederpressung. Im nächsten Zimmer Imitation der Bauernkunst, bemalte Schränke und Tische. Auch das Gartenzimmer leidet unter einer Anhäufung von Farben; violett, gelb, grün und weiß; auch in den Formen, die verschiedenfach wechseln, ist jede Einheit vermieden.

In all diesem wird ein Stil bemerkbar, den man für überwunden hält. Es ist der alte Dekorationsgeschmack, der nicht auf Form, sondern auf Arrangement aus ist. Man könnte denken, diese Abteilung sei eingefügt, um eine vergangene Zeit zu illustrieren. Es ist derselbe Geist, den die „Mittelalterliche Empfangshalle" (mit Gobelins, Steinkamin, antiken Möbeln und anderen Dekorationsgegenständen) atmet, die Bernheimer ausstellt. Alle Farben schwirren hier durcheinander. Das Alte, Ueberladene, Disziplinlose feiert hier noch einmal Orgien.

Der Industrie-Raumkunst ist ebenfalls ein großer Raum zugebilligt. Die Zimmer sind nicht zusammengelegt, sondern sind zwischen die anderen Abteilungen eingestreut. Man entnimmt auch hier nichts Markantes. Jede Möbelfabrik liefert heutzutage solche Entwürfe, bei denen der Architekt verschwiegen wird, und man entnimmt daraus nur, daß die moderne Formensprache schon fertige Klischees liefert, die von der Industrie schleunigst benutzt werden. Das ist natürlich zu bedauern, denn es wird dadurch das Charakteristische nur verwässert. Man ist schon erfreut wenn man einem Raum begegnet, der, wie das Damenzimmer von Horst von Zedwitz, nach einer wohltuenden Einheit strebt. Grauviolett Möbel und Wand, die Decke weiß, der Ofen grau. Durch geschickte Raumausnutzung fällt ein Junggesellen-Wohn- und Schlafzimmer in Ostindisch-Palisander von Franz Zell auf. Der Schrank bildet mit der Wand eine Nische für das Bett und grenzt zugleich den anderen Teil des Zimmers als Wohnraum ab. Andere Zimmer, wie das Wohnzimmer von Fr. Gablonsky, suchen Anlehnung an den Großvaterstil, eine Tendenz, die von der Industrie natürlich mit Freuden aufgegriffen wird. Wo Vornehmheit zum Ausdruck gebracht werden soll, verfällt man gern in eine übertriebene, künstliche Eleganz, wie es das Schlafzimmer von Feller zeigt, in gelbem Holz, mit einem Uebermaß von einem süßlichen Violett in den Stoffen. Das Geschmacklos-Ueberladene, wie man es als Tapezierphantasie bezeichnen kann, kommt jedoch nicht mehr ganz so schlimm im allgemeinen zum Ausdruck. Man merkt, wie das Vorbild der Künstler erzieherisch wirkt. Seltener als sonst findet man goldüberladene Decken, wie es das Zimmer von Birkenholz zeigt, wo die grüne Wand schlecht dazu stimmt und stillose Ornament-

schnitzerei diesen Eindruck des Ueberladenen verstärkt. Auch Th. Veil, der sonst Geschmack zu haben scheint, gelingt es nicht, Disziplin in die Formen und Farben zu bringen; das Grau, Braun, Schwarz geht nicht harmonisch zusammen. Besser hat das Hans Hertlein verstanden, dessen Schlafzimmer sich durch Einfachheit auszeichnet und dadurch vornehm wirkt. Ueber die oft süßliche Note, die z. B. der Vorraum von Tauschek hat, dessen Musikraum in Blau, Gelb, Gold, Grau ebenfalls nicht fein wirkt, erhebt sich die Vornehmheit, die zum Sachlichen strebt. Einigen Charakter besitzt das Speisezimmer von Berndl; schwarzes Holz, gelbgraue Stoffe; auf dem Tisch Nymphenburger Service mit Goldrand. Erfreulich ist das Vorgehen der Möbelfabrik Emanuel Weiß, die sich durch ein Preisausschreiben Entwürfe verschaffte. Das Speisezimmer mit dem grauen Holz, der braunen Wand ist von wohltuend ruhiger Wirkung. Auch das Herrenzimmer ist in den Formen praktisch-einfach. Das Grau der eisernen Beleuchtungskörper mit dem Vorhang in orangefarbenem Stoff wirkt vornehm und entschieden. Solidität in Farbe und Form. Der Architekt dieser Zimmer, die den ersten Preis in der Konkurrenz davontrugen, heißt Fr. Fleischmann. Die Hofmöbelfabrik Pössenbacher stellt die „Diele eines Jagdhauses" aus, überladen in den Farben, mit persischen Teppichen, blumengewirkten Bezügen, grellen Bildern. Vornehm wirkt dagegen das Privatbureau (für Kathreiner angefertigt), in den matten Tönen des schwarzen und braunen Holzes, mit einer gewissen Großzügigkeit der Formen.

Als Komplex schließt sich die Abteilung zusammen, die die K. B. Hofmöbelfabrik Ballin geschaffen hat. Kein schlechtes Niveau und jedenfalls besser als die Abteilung, die, etwa entsprechend, Gabr. von Seidl als Künstler schuf. Der Vorraum wirtschaftet noch etwas zu sehr mit Pomp; gelber Stukkolustro, grauer Boden (das rote Sofa durfte hier nicht stehen), ein Brunnen. Die „Diensträume eines hohen Staatsbeamten" (das Beispiel Dresden wirkt!) streben wenigstens zur Einfachheit; wo Prunk gegeben werden soll, kommt man meist noch ins Schrille; ein Vorzimmer in Grau und Grün; ein Empfangszimmer, violett und gelbbraun; ein Arbeitszimmer mit reicher Täfelung, zurückhaltend in der Ornamentik. Noch nichts Eigenes, aber jedenfalls besser als das Uebliche. Im Damenzimmer meldet sich wieder der Stil; die Wand gelb, die Möbel grün. Ein Gang in Schwarz und Weiß führt zu einem Eßzimmer, das mit den grauen Möbeln und dem dunkelblauen Lederbezug ganz gut wirkt.

Jedenfalls, im ganzen gesehen, läßt die Raumkunst eines vermissen: die Entschiedenheit, das Prinzipielle.

Die Tendenzen, die als Leitsätze an den Anfang gestellt wurden — sie sind nicht willkürlich herausgegriffen, sie stellen eine Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen dar und zeigen genau, an welchem Punkte wir heute stehen — kommen nicht scharf genug zum Ausdruck. Niemand kann hier ersehen, wo wir stehen, was fernerhin als Problem wichtig ist. Es ist eine Aufeinanderfolge von Räumen, bald von Künstlern, bald von Industriellen ausgestellt, bald geschmacklos, bald gute Mittelware.

Eine Ausnahmestellung nehmen die Werkstätten ein.

Hier ist etwas geleistet, das für das allgemeine Gebiet der Raumkunst eine Niveauerhöhung bedeutet. Allen voran Bruno Paul, der sich mit zwei Zimmern selbst übertroffen hat. Die „Marmorhalle einer Villa" zeigt Vornehmheit im besten Sinne und gibt in dieser Beziehung die Vollendung einer Form, die in ihrer Schönheit, Materialgestaltung schon einen neuen Stil ahnen lassen. Dabei ließe sich schwer sagen, worin die Eigenart besteht. Denn es sind nicht die Einzelheiten, die sich besonders herausheben, sondern die Vollendung liegt in den Verhältnissen, die mit einer seltenen Feinfühligkeit und Kraft gefühlt sind. Die Wand dieses nicht großen Raumes, der aber dennoch das Gefühl der Weite suggeriert, ist ganz mit weißem Marmor verkleidet, in dem graue Adern die entscheidende Nuance geben. Durch Streifen gelben Gesteins, die senkrecht die Wand in schmale Streifen zerlegen, kommt in diese kühlen Flächen wärmere Tönung. Ein Fries von Blumenstücken in Stuck umzieht diesen Raum und leitet zur Decke über, die sich in einer freien Schönheit darüber wölbt. In dieser Halle stehen die Möbel, ein Schrank, eine Vitrine in rotbraunem Holz, sehr eigen. Man sollte kaum denken, daß so fremde Materialien Stein und Holz so vorzüglich zueinander passen.

Neben den Vereinigten Werkstätten kommen die deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Betracht. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Vereinigten Werkstätten mehr auf das Vornehme ausgehen, während die deutschen Werkstätten mehr den Charakter des Bürgerlichen, Intimen betonen. Künstler wie Carl Bertsch, Erich Erler, Engels arbeiten hier; vor allem Niemerschmid, der sowohl intime Interieurs wie große Aufgaben zu bewältigen versteht; neben ihm Niemeyer, dessen aparter Farbengeschmack der Raumkunst neue Möglichkeiten bringt.

V

Es ist an dieser Stelle noch über die Bedeutung solcher Ausstellung für die Kritik zu sprechen. Denn das ist das allgemein Bedeutsame solcher umfassenden Darbietung, die große Opfer erfordert, daß sie einen Durchschnitt gibt, einen Ueberblick, wie er sonst nicht möglich ist, daß sie Probleme anfaßt, die sonst nicht erledigt werden können. Darum müssen wir lernen, uns nur dann zu einer solchen Anstrengung zusammenzutun, wenn das Streben uns klar ist, durchgreifend die Materie zu gliedern, Probleme anzupacken.

Gewiß, ich anerkenne, daß diese Ausstellung für München ein Lob bedeutet. Aber neben dieser internen Bedeutung, die, wer es mag, hervorheben kann, die namentlich die einheimischen Kritiker aufruft, gibt es eine andere. Und die ist, im Hinblick auf den allgemeinen Wert, zu betonen.

Dieses Bewußte, Wollende gab der Dresdener Ausstellung den Zug ins Große. Solche Ausstellung hat nicht nur die lokale Beziehung und darf auf Anerkennung rechnen, wenn diese innegehalten wird. Wohin kommen wir dann? Eine solche Kräfteanstrengung soll ermöglichen, Fragen zu lösen, die sonst nur diskutiert werden können. Es soll alles so zugespitzt werden, daß die Probleme in den Brennpunkt rücken. Solche Ausstellung darf so, wie sie ist, immer nur jeweils in dem Jahr möglich sein, in dem sie stattfindet, und die Aufeinanderfolge muß eine Entwicklung darstellen.

Ein geistiges Prinzip muß die Masse gliedern und sichten und es müssen die an der Spitze stehen, die diesen Ueberblick haben. Denn solche Ausstellung steht am exponiertesten Punkt und soll der äußerste Punkt der Entwicklung sein, soll Zielrichtung angeben, Etappen markieren.

Wer das Lobhudeln in dieser Sphäre der Arbeit und der Kunst liebt, mag sich erschöpfen in der Darstellung des Durchschnitts, der hier gezeigt wurde. Das Durchgreifende, das Ziel- und Lehrenschaffende, kurz, das, was solcher Ausstellung den geistigen Charakter gibt, das Höherweisende kam nicht so markant zum Ausdruck, als es wünschenswert gewesen wäre.

Die Kritik braucht solche Feststellungen. Um ihrer selbst willen sucht sie diese Klärung. Sie will Grundlagen gewinnen. Sobald sie ihre Aufgabe erfüllen will, muß sie das verlangen, sobald sie mehr sein will als Registrierarbeit. Kritik in diesem Sinne ist suchende Erkenntnis, und dieser mag man zugute halten, daß sie am Realen nicht ihr Genüge findet. Solche Ausstellungen sollen bleibende Rückerinnerungen sein, die wieder richtunggebend auftauchen, sobald im Tageswirrwarr das Ziel verloren wird. Sie soll so dies Niveau immer höher legen und das Gefühl für Qualitätsarbeit immer intensiver wecken. Mögen wir das uns klarmachen. Es soll gerade das vermieden werden. was der Münchener Ausstellung den Charakter gab: das Massenhafte des Auch-Dabei-Seins aus geschäftlicher Ueberlegung und anderen Rücksichten. Die Kritik wird fürderhin solche Ausstellungen nur gutheißen, wenn sie der suchenden Erkenntnis und der Klärung prinzipieller Fragen dienen.

Apotheose des Paria / Von Rudolf Kurtz

Die matte, glanzlose Seite des achtzehnten Jahrhunderts war die Unsicherheit der Gefühle, der Mangel an Takt, das Geistige mit dem Leben organisch zu verbinden. Der Schriftsteller erstarrte zum homme de lettres, die Kultur verdünnte sich zu einer literarischen, und die Literaten bildeten eine besondere Kaste, die ihre eigenen Formen hatte. Mit der Besinnung auf das Leben kam die neue Zeit. Die ersten Kämpfer haben das unvergängliche Interesse typischer, zwiespältiger Menschen: glühend hassen sie die Zustände und suchen sorgfältig die Gebärde ihrer Zeit; nur auf das Ziel bedacht, begreifen sie das Paradoxe ihrer Lage nicht, daß sich das Alte und Neue in ihnen antithetisch berührt. Der Eindringling hat immer die schlechten Manieren und die lauten Worte, das Hastige des Apostels und das Skurrile des Clowns. Die Gesellschaft empfindet ihn als lächerlich und bringt bestenfalls Achtung für ihn auf; sie fühlt sich durch sein Temperament entwaffnet, aber niemals besiegt. Die Welt mag sich nach seinen Worten drehen: ihr bleibt er der Proletarier und alles eher als der homme de lettres. Dieser hat seine Form: sie ist ihm von anderen gegeben, und er ist in ihr erstarrt, sie ist um ihn wie eine Maske, beweglich und unentrinnbar. Dem Eindringling hilft keiner, und wo kein Gegenspiel ist, ist die Maske eine vollendete Farce. Unglücklich und beschämt kehrt er zu seinesgleichen zurück, mit der Flamme im Herzen, die

das Bewußtsein seines Wertes angefacht. Und schließlich fühlt er sich wehrlos und heiratet eine kleine Arbeiterin, die Mühe hat, ihren Namen zu schreiben. Das ist Jean Jacques Rousseau. Keiner hat stärker gefühlt, daß der Paria nichts Aeußerliches ist, sondern ein Defekt der Seele, eine niedere Organisation, deren stärkste Aeußerung Ehrgeiz und nichts als unfruchtbarer Ehrgeiz ist. Keiner hat sich stärker als Gezeichneter gefühlt und sich energischer zu überwinden gesucht als er, der sich immer um den Paria betrügen wollte. Der Paria starb in Rousseau nie und nie sein Ehrgeiz: er wäre sonst zweifellos ein Idyllenschreiber mit erotischer Sentimentalität geworden. Der Paria hat die fabelhafte Empfindlichkeit: er ist nicht nur sich, sondern auch der Gesellschaft, zu der sein Ehrgeiz hinaufschielt, verantwortlich. Seine Sensibilität ließ Rousseau nie in Zweifel über seine Art: in den Momenten stärkster Begeisterung, wo er sich eine reine Flamme über die Menschheit glaubte, fühlte er mit kalter Deutlichkeit die Distanz, die sein leidenschaftliches Sichhingeben von dem kühlen Leben der Gesellschaft trennte. Der homme de lettres lebt gleichsam das Ornamentale des Daseins, jede Linie führt ihn zwanglos in die Tiefe, die seine Organisation zu ihrer Befriedigung bedarf; der Proletarier lebt sein Leben mit Klüften und Schluchten und bedarf schließlich der Begeisterung, um es als vollendet zu empfinden. Der homme de lettres sieht Leben und Literatur in eins, oder vielmehr: er hat mit dem Leben gar nichts zu tun und erlebt einfach seine Bücher; der andere vergißt nie, daß die Kunst es ist, die ihn über seine enge Lage hinausgehoben hat und, schaut sie in das Leben hinein: es wird ihm ein Spiegel seiner Lektüre, unorganisch, sinnlos und gewaltsam geordnet. Er kämpft, das ist seine Bestimmung, und darum ist er nie ein reiner Künstler. Kampf, das war für Rousseau die einzige Möglichkeit, sich sein Genie zu beweisen, zum Kampf zwang ihn die stillschweigende Anerkennung einer bevorrechteten Klasse und die Gewißheit seiner niederen Organisation, und das suchte er sich im heftigsten Kampf hinwegzudisputieren: aber er wußte es immer, und sein gutes Gedächtnis war der Schmerz seines Lebens. Davor rettete ihn die Flucht in die Einsamkeit nicht und der glorreiche Traum, jede Schmeichelei brachte ihm das zum Bewußtsein. Das ist der Proletarier, der die Distanz seiner geistigen Bildung zu seiner sozialen Lage als Geburtsmal empfindet und zähneknirschend in sein Inneres entflieht, bald mitgerissen von den Wirbeln seines leidenschaftlichen Träumens. Rousseau war zu wenig Künstler, um den Traum rein zu vollenden, seine Vernunft schlug aus dem Traum gleich Kapital, und er fand leicht und scharfsinnig eine Theorie, die alles so selbstverständlich und einfach machte. Rousseau war kein Phantast, er war nur unklar. Er hatte die Wissenschaft mit heftigen, kurzen Zügen kennen gelernt, begabt und scharfsinnig hatte er das Beste erfühlt und intuitiv gewonnen, und so wurde es immer nur eine unklare Mischung von sophistischer Deduktion und anklingender Hypothese, was er gern als Traum und System ausgegeben hätte. Der Traum wurde ihm zum System und das System zum Traum, meinte er von sich: aber es war nur eine geistreiche und kluge Allegorie, über die er nie hinauskam. Rousseau hatte eigentlich nur ein Erlebnis, das sich in den vielfachen Formen seiner Bücher ausdrückte: die starke, mitreißende Empfindung von der unbeschreiblichen Güte der Natur. Dieses ganz kindliche Erfühlen des Kontrastes von Natur und Menschen gibt den Stoff zu seinen Büchern her: die Form kam über Allegorie und sentimentale Maskierung nie hinaus. Seine Phantasie war nie stark und original: sie blieb ein Reflex der Lektüre, erweitert von einem scharfsinnigen Menschen. Scharfsinnig war Rousseau, und das ist das Erbteil des Paria: unerbittlicher Scharfsinn, der keinen Schatten läßt. Der Scharfsinn tyrannisiert ihn und erstickt die Phantasie, er richtet sich gegen ihn selbst, und seinen Drang zur höheren Kaste begleitet der andere, sich als unwürdig, als Paria zu zeigen. Er ist Psychologe aus Not, denn er weiß, er wird einmal bekennen. Rousseau vertieft sich mit Wut in sein Inneres und fördert nur Schmutz zutage, denn den muß er zeigen, das muß die Welt wissen, so absonderlich und verrucht sind wir da unten; das Gute und Reine ist ja immer das Selbstverständliche — bei dem Paria. Das ist nicht nur Eitelkeit, das ist, wie Rudolf Kaßner in seinem Diderotbüchlein bemerkt, Verzweiflung. Rousseau war ohne Zweifel eitel, aber seine Eitelkeit war eine andere als die Voltaires; er wäre glücklich gewesen, wenn man ihn gegen seine

Schriften in Schutz genommen hätte. Aber das fiel keinem ein, man bewunderte und besauchzte ihn, man imitierte seine Gewohnheiten und brachte sie in Mode; aber er war immer der outsider, das ewige Exempel und niemals einer unter andern. Dieser Eitelkeit widerspricht es eher, daß er sich in seinen Büchern apostrophiert und zeigt seine Phantasielosigkeit; der Eitele hat noch immer raffiniertere Mittel gefunden, sich in Szene zu setzen. Seine Phantasielosigkeit erstreckt sich bis auf die Erotik: er verstand nicht zu genießen und hatte nur diese Möglichkeiten: entweder ganz animalisch zu wüten oder sorgsam die apostolische Geste zu wahren. Immer ruht sein Auge ängstlich auf jede Zuckung seines Organismus, und wenn er um Zusammenhänge besorgt ist, geht es selten ohne eine kleine Lüsternheit ab. Lüsternheit ist der Witz der Phantasielosen, aber es bleibt bei dem Transitorischen. Rousseau sublimiert seine stark sinnlichen Ansprüche und sucht sich in literarische Amouren einzuleben; im übrigen wohnt er einige dreißig Jahre mit einer kleinen Nähterin zusammen, mit der er fünf Kinder hat, die er ins Findelhaus steckt. Er war eben phantasielos und suchte das durch einen Aufwand von Rhetorik und Sophismen zu maskieren. Das Beispiel ist die Julie. Als er ihre siegreiche Niederlage skizziert, schreibt er mit zärtlicher Feder auf goldgeändertem Papier und heftet das „mit unendlichem Vergnügen" Geschriebene mit blauen Seidenbändchen zusammen. Und Julie fällt nicht etwa in einem schönen Rausch, in jugendlicher Exaltation, sondern berechnet mit einiger Geschicklichkeit die Lust- und Unlustwerte, ehe sie zu fallen beschließt. Das ist der Eindringling, der auf seine Psychologie und Frauenkenntnis stolz ist, und dessen armselige Phantasie nichts als ein Gespinst trockener Reflexionen hergibt. Die Frau von Pompadour, die unbedingt die Erfahrung voraus hatte, schrieb an eine Freundin: „Combien de raisonnements et de babil vertueux pour coucher enfin avec un homme!" Mehr von Eigenem gespeist sind die Reflexe, in denen sich die Julie in der problemlüsternen Seele des jungen Hebbel spiegelt, er findet sie als „einen Dithyrambus, von der Natur in Alexandrinern gedichtet; ein Glas Wein in einem Becher von Eis; eine Tugend, die über sich selbst ein Kollegium lesen könnte; eine Unschuld, die so viel Aehnlichkeit mit einer Buhlschwester hat, als eine Buhlschwester oft mit einer Unschuld". (Tagebücher, 29. Januar 1837.) Rousseau war sich des Antithetischen nicht anders bewußt, als daß er es der Gesellschaft angemessen fand; er fand sie nicht anders in sich gespiegelt als der Dienstbote den Gardeleutnant seiner Romane in sich findet. Das ist der Eindringling, der sich immer neben die Gesellschaft stellt und zu Vergleichen lockt, obwohl er nichts hofft. Das zwingt ihn zu allen Rollen: und endlich weiß seine Verzweiflung kein anderes Mittel, als diese Gesellschaft durch Brüskierung ihrer konstituierenden Gesetze, ihrer Formen zur Bewunderung zu zwingen, unrasiert zur Oper nach Versailles zu gehen und den löchrigen Mantel des Diogenes zu tragen. Das war die letzte Rolle Rousseaus und die niedrigste, die eben nur ein Gezeichneter nicht zu verderben vermag. Er ließ sich als seinen eigenen Jünger bewundern, als einen, der Ehren und Würde verachtet und sein philosophisches Dasein hinter den Hütten der Menschen führt. Als er plötzlich berühmt wurde, verkaufte er sein Staatskleid und allen Schmuck und ging einfach als Bürger und Anonymus durch die Straßen, nachdem er laut verkündet hatte, daß er alle Ehre verachte und nur von seiner Hände Arbeit leben wolle, als Notenschreiber hoffe er seinen Unterhalt zu verdienen. Denn einem so berühmten Kopisten, meinte er, könne unmöglich die Arbeit fehlen. Man nahm es als eine Extravaganz und als eine Farce. Aber für Rousseau war es eine Tat; und daß er diese einzige Tat, die er zu tun hatte, in so fader und koketter Weise verschwendete, ist das Ordinäre, daß ihm nie fehlt. Rousseau hatte wie keiner die entnervende Tätigkeit des Geistes in sich verspürt, er erfuhr mit unheimlicher Deutlichkeit das Absterben der Kräfte durch den Buchstaben in sich, das Verwittern durch die Erkenntnis. Sein bestes Leben war ein verzweifelter Protest des tätigen Willens gegen das Wissen, das seine Kräfte untergrub und ihn zur Theorie führte, die seinen Fonds erschöpfte. Und das war das Beispiel, das er hinzustellen hatte: die lachende Verachtung des Schrifttums und die Bescheidung auf das einfache Handeln; und es wurde diese lächerliche Persiflage, die das Dunkel sucht, um sein eigenes Licht heller

leuchten zu lassen. Der Rest war: der Bürger von Genf. Elend war die Rolle und dilettantisch das Spiel: warum sprechen wir noch von Rousseau? Seine politischen Mythologien sind vergessen und seine Romane langweilig: aber er schrieb die Geschichte seiner Maske und bekannte so laut, so mit Glockenton und Orgelklang, daß keiner vorbei konnte. Und diese Bekenntnisse sind die grandioseste Geschichte eines Dilettanten, der fortwährend sein Leben mit seinem Spiel verwechselte: die vollendetste Schilderung eines imaginären Porträts, wie es sich in der Seele des Schreibenden als sein eigenes gebildet hatte, wohl wert, daß es einem andersprachigen Volke noch nach hundertundfünfzig Jahren in so köstlicher Form gereicht wurde. In den Bekenntnissen ist alles, was ein genialer Mensch des achtzehnten Jahrhunderts an inneren Abenteuern erleiden konnte: Gebärden der Verzweiflung und der Trauer, groteske Schatten und entstellte Landschaften, und das wirbelnde Feuerwerk geängstigter Eitelkeit. Der gefährliche Dilettant J. J. Rousseau tritt an die Rampe, und durch die pathetische Gebärde seines Monologs schimmert die blutrünstige Landschaft seines gemarterten Herzens; der geschwungene Appell an den Edelmut verbirgt eine verzweifelte und hingebende Seele, die über ihre Grenzen hinaus will, und alles Feuer und alle Leidenschaft stürzt sich über das Feld von roten Blumen, über den Weg seines Lebens, der trübe und gekrümmt in das Dunkel verrinnt. Es verbrennt das Stoffliche eines unreinen und unglücklichen Lebens; schreit durch Schminke und gefärbte Runzeln der Schmerz eines Menschen, der sich kreuzigt und geißelt und auf eigene Faust die himmlische Gloriole um sich wirft: Apotheose des Paria.

Bei Gelegenheit einer Neuübertragung von Rousseaus Bekenntnisse durch Ernst Hardt / Verlag von Wiegandt & Grieben [G. K. Saraffin], Berlin

Die Wurzel des Uebels / Von Karl Jentsch

In der Erörterung des Weltskandals ist von keiner Seite an die Wurzel des Uebels gerührt worden. Sie heißt Bismarck. Unter Friedrich Wilhelm IV. gehörte es zum guten Ton im Bürgertum, vom Könige verächtlich zu sprechen. In den ersten Jahren des alten Wilhelm war es, den kurzen Rausch der liberalen Aera abgerechnet, nicht viel anders. Dann führte ihn Bismarck über Königgrätz und Sedan nach Paris, und von da an war er neben Bismarck der Abgott der protestantischen Mehrheit. Bismarck sorgte dafür, daß es nicht beim persönlichen Kult „seines königlichen Herrn" blieb: die monarchische Gesinnung, die Königstreue, der Hohenzollernkult wurden den Herzen unausrottbar eingepflanzt, und daß ohne sie das Reich nicht bestehen könne, ward den Staaterhaltenden zum Dogma. Die zahllosen feierlichen Empfänge des Monarchen, die nicht abreißenden patriotischen Feste, die Hofberichte sorgten für die tägliche Auffrischung des monarchischen Enthusiasmus. Kein Zweckessen konnte mehr erledigt werden, ohne daß ein Kaisertoast die etwa anwesenden „Reichsfeinde" vor die Wahl gestellt hätte, ob sie mit dem Fisch auch ein Stück Byzanz hinunterwürgen oder sich der Gefahr eines Majestätsbeleidigungsprozesses aussetzen wollten. Denn es hagelte Verurteilungen wegen Majestäts-, Prinzen- Bismarck- und Beamtenbeleidigung, und jeder, der einer Regierungsvorlage oder einer Regierungsmaßregel opponierte, sie sachlich kritisierte, war ein Reichsfeind, ein Vaterlandsverräter, ein antinationaler Verschwörer. Gesinnungsschnüffelei schloß auch schon die im innersten Herzen Opponierenden von Aemtern aus. Hatte ein Katholik dem Inquisitor versprochen, daß er als Bürgermeister zur Ausführung der Maigesetze mitwirken werde, so mußte er, ehe er bestätigt wurde, auch noch beteuern, daß er es gern tun wolle. Die Jugend, namentlich die akademische, gehört, wenn sie politisiert, allemal auf die Seite der Opposition. Es war nicht die Schuld, aber das Verhängnis unserer damaligen Jugend, daß sie im patriotischen, und das bedeutete „königstreuen", Enthusiasmus reifte. Von diesem Enthusiasmus beseelte Reserveoffiziere pflanzten als Lehrer ihre Gesinnung den Schülern ein, und aus der wissenschaftlichen Pflanzschule wird der in seiner Gesinnung veredelte Wildling dann in die militärische versetzt, die ihn in der Gestalt eines Krieger- und Flottenvereins bis ans Lebensende festhält. Der König von Preußen war allmächtig geworden; buchstäblich so hat ihn ein hoher Offizier in einer öffentlichen Rede genannt, ohne Anstoß zu erregen, und wenn nun Wilhelm II von seiner Allmacht einen Gebrauch macht, der vielen nicht gefällt, so ist das nur die Schuld seines Naturells, für das er so wenig etwas kann wie für die ererbte Allmacht.

Es wäre ungerecht, wollte man diese Gesinnung, in welche die Mehrheit der Deutschen hineingewachsen ist, als Knechtseligkeit oder Bedientenhaftigkeit brandmarken. Die einen von diesen Deutschen sind in Wahrheit die Herrschenden. Der Parlamentarismus ist seiner Natur nach, im Großstaat wenigstens, nur Schein. Hinter der konstitutionellen Kulisse herrscht eine Gruppe von Hochmögenden; in England sind es Aristokraten, in Frankreich Plutokraten, bei uns Agrar-, Industrie- und Finanzfeudale in trautem Verein. Das ist kein Unglück, soll vielmehr so sein. Das Unglück besteht nur darin, daß die Herrschenden durch den Parlamentarismus gezwungen werden, die Beherrschten durch Lügen im Gehorsam zu erhalten. Bismarck hat nun die Lügenmaschinerie konstruiert, die bis heute den Drahtziehern gute Dienste geleistet hat: wer nicht pariert, wird als Reichsfeind und Vaterlandsverräter der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Und daß sich die Masse mit diesem Draht lenken läßt, gereicht ihr nicht zur Schande: ihr Patriotismus ist ehrlich, und seine eigentümliche Färbung ist ein historisches Produkt. Die Masse kann ja nicht durch Ueberzeugungen, sondern nur durch Gefühle geeinigt werden. Weniger anständig als das erste Gefühl ist das zweite, das als Draht in die Maschinerie eingespannt worden ist: der protestantische Katholikenhaß. Die Herrschenden also: die Führer der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen, sind nicht etwa Byzantiner, sondern Mitherrscher, der Dynastie solidarisch verbunden, und benutzen die sorglich gezüchteten Gefühle des Volkes für ihr Interesse. Als Wilhelm II. im Anfange seiner Regierung arbeiterfreundliche Allüren annahm und Bismarck entließ, wurden er und sein Kanzler von der Bismarckpresse niederträchtig behandelt. Aber die Hüter der öffentlichen Ordnung stellten sich so taub und blind wie ein paar Jahre danach, als der Kreuzzeitungs-Hammerstein durchgebrannt war. Wilhelm kehrte in die von Bismarck gestiftete Solidarhaft zurück, und von da an stellte sich ihm der Justizapparat wieder zur Verfügung: seitdem wird auch *seine* Majestät durchs Strafgesetzbuch geschützt. Und die Herrschenden sind im allgemeinen mit seiner Regierung zufrieden, die darin besteht, daß er (seine Reden haben nichts zu sagen) jene schalten und walten: Zölle erhöhen, an der Börse Geschäfte machen läßt; seine Liebhaberei, der Wassersport, kommt dem Interesse der einen der drei Gruppen, in der Kohle und Eisen dominieren, weit entgegen. Nur eins verdroß sie, woran nicht Wilhelm, sondern der Reichstag schuld war: die immer kostspieliger werdende Sozialpolitik. Wer die Schlesische Zeitung regelmäßig las, der wußte, daß hinter den Kulissen etwas vorging. Am 13. Dezember 1906 enthüllte sich's. Dumm genug wurde die alte Maschinerie gehandhabt. Durch zwei unbedeutende — noch nicht einmal definitive — Abstriche am Kolonialetat gab Bülow vor, zu der Behauptung berechtigt zu sein, es handle sich darum, „ob wir unsere koloniale, ob wir unsere gesamte nationale Stellung behaupten wollen oder nicht". Aber für unser protestantisches Volk war der plumpe Kunstgriff ganz gut berechnet. Statt über die Komödie zu lachen und zugleich es sich ernstlich zu verbitten, daß der deutsche Reichstag vor dem Auslande antinationaler Gesinnung bezichtigt werde (was viel schlimmer war als alle Indiskretionen des Kaisers), schoß man patriotische Purzelböcke vor Freude darüber, daß es nun wieder mal gegen die Schwarzen gehe. Natürlich wurde vom nationalen Gewittersturm nicht das Zentrum zerschmettert, sondern, wie 1887, ein Stück linksliberaler Opposition; mag die Sozialdemokratie auch verbohrt und unliebenswürdig sein, wenigstens ist sie eine Oppositionspartei, der man Butterweichheit nicht verwerfen kann. Ein so naives Volk hat kein Recht, sich darüber zu beschweren, daß auch der Monarch, ohne den es nun einmal nicht leben kann (einen wirklichen König, nicht einen parlamentarischen Schattenkönig will ja jeder staaterhaltende Preuße), mitunter naiver ist, als heutige Könige zu sein pflegen.

Uebrigens ist das Uebel nicht übermäßig groß. Es besteht eigentlich nur darin, daß wir ab und zu einmal Gegenstand der Heiterkeit des orbis terrarum werden, was ja nicht gerade angenehm, aber eigentlich eine ganz nützliche Leistung ist. Was den Gang der Weltgeschichte betrifft, so wird dieser heute von der Wucht der materiellen Interessen bestimmt, deren Bewegungsrichtung die herrschenden Gruppen vorausschauend zu erkennen sich nicht ohne Erfolg bemühen. Die internationalen Finanzmächte werden dafür sorgen, daß wir uns nicht in einen wahnsinnigen Krieg stürzen. Kanonen und Panzer sind für die Großindustrie und die Börse sehr rentabel, aber am rentabelsten, wenn sie nicht gebraucht werden, sondern nur rasch veralten. Und da unsere Weltmachtpolitiker und das von ihnen belehrte Volk nicht genau anzugeben wissen, was wir eigentlich auf und über dem Wasser wollen, und in welcher Gegend des Globus dieses unbekannte X zu suchen ist, da sie demnach der Diplomatie keine Direktive geben können, so haben unsere angeblichen diplomatischen Niederlagen nichts zu bedeuten und ist das Gejammer darüber müßiges Geschwätz.

Rundschau

Theater

Deutsches Theater: Revolution in Krähwinkel. Posse in drei Akten von Nestroy. Bearbeitet von Alfred Polgar und Egon Friedell.

Einen Augenblick sah die Lage bedrohlich aus. Man ging mit Herzklopfen ins Theater. Das deutsche Volk in Berlin war politisch so reif geworden, daß es mit ungeheurer Spitzfindigkeit in entlegenen Tragödien Hinweise auf das Interview des Kaisers aufspürte und minutenlang bejubelte. . . Ich dachte: wenn jetzt mitten in die tobende Begeisterung hinein das Orchester die Marseillaise spielte — ! Der Schrecken! Gelähmt säßen sie da und zuckten nervös mit den Köpfen nach den Türen; preßten die Hände auf den Bauch, worin sie schon das kalte Eisen fühlten. Vor ihren Augen tauchte das Gespenst eines preußischen Grenadiers auf, die Frauen sähen in wehmütigen Erschauern das wunderbare, das visionäre Automobil die Linden hinaufrasen: und sie erhöben sich zitternd von den Sitzen und sängen tränenden Auges, mit totbereiter Stimme das Lied der Lieder . .

Wie gerne möchte ich glauben, daß Polgar und Friedell eine ursprünglich für Oesterreicher verfaßte Posse als Vorwand benutzten, die vehementen Freiheitstriebe zu veralbern, die Ende 1908 in Jungfer Germania erwachten und auf ihrem makellosen Leib einen roten, aufrührerischen Ausschlag zeitigten, wovor selbst gewiegte Kenner erschraken.

Uebrigens wären sie ganz mißverstanden worden. Im Deutschen Theater schien man eher geneigt, der „Revolution in Krähwinkel" die Bedeutung der Erstaufführung von „Figaros Hochzeit" im Odéon beizumessen... Man benahm sich wie bei einer Revolutionsouvertüre im Kleinen. Man jauchzte — so unglaublich es klingen mag —, als wäre diese Posse ein Protest gegen den Absolutismus... Eine Posse, deren Satire von der blutigen Schärfe der „Fliegenden Blätter" ist... Worin ein Bürger seinen Ingrimm in Purzelbäumen austobt, die nie übers Federbett hinausschießen, und die zudem ganz allein für die Abendkasse geschlagen werden. Ich habe nichts gegen Purzelbäume, sobald sie mehr zeigen als das umfängliche Gesäß eines kleinen, dicken Bürgers und Biertrinkers. Aber mehr kam da nicht zum Vorschein. Der Impressionismus der bunten Läppchen, die Polgar und Friedell ihm aufgesetzt hatten, konnte über seine dumpfe Fülle nicht hinwegtäuschen.

Und Reinhardt hat sein Kassenstück.

*

Er hat sein Kassenstück dank dem kaiserlichen Interview und dem vollendeten Operettentenor Harry Walden. Nie habe ich einen besseren gesehen. In anliegenden Beinkleidern und einen grauen, strahlenden Zylinder schwingend, vollbrachte er Wunder der Popularität. Hin riß er! Weg hob er!... vom alternden Gemahl und den Sorgen der Töchterversorgung. In den Traumhimmel sterbenssüßer Abenteuer entrückte, er mit Cake-walk, Parademarsch, Cancan und Walzer, mit anliegenden Beinkleidern und grauem, strahlendem Zylinder.

Er tat das letzte, indem er zum Schluß Schnadahüpfeln sang.

Den Herren Biensfeldt und Abel merkte man leider an, daß sie bessere Schauspieler seien. Ihre Verwandlungsfähigkeit ist nicht unbegrenzt. Oder glauben sie vielleicht, sie hätten mit anliegenden Beinkleidern und grauem Zylinder dasselbe erreicht wie Harry Walden? Nie! Keiner versteht wie Walden, Couplets zu „bringen". Und dann weiß auch keiner seiner Kollegen wie er, was ein Mann ist. Abel erwies sich schon früh als unzulänglich für einen Ratsdiener aus der „Lustigen Witwe". Biensfeldt gelang es, in einer blöden Possenfigur ein außerordentlicher Schauspieler von besonderem: von einem spröden Reiz zu sein, wie der einer rauhen Haut, die elektrisch knistert. Emilie Kurz seufzte im wunderbaren Gluckgluckgluckgluck einer Henne, sie lachte und sprach wie ein in die alte Emerentia verzaubertes Federvieh...

Das war vorzüglich getroffen. Reinhardt hatte ganz Krähwinkel zum Hühnerhof gemacht, die Dekorationen von Ernst Stern (das Lustigste in diesem Krähwinkel) riefen Vorstellungen von putzigem Kinderspielzeug hervor, von ausgeschnittenem Karton und Biedermeiermärchen. Arnold stand darin wie ein leibhaftiger Hahn.

.. Fräulein Else Kupfer, eine eingefleischte Soubrette und sehr unbedenklich, könnte in Budapest ihr Glück machen. Auf der Bühne des Deutschen Theaters ist sie zu scharmant.

*

Max Reinhardt hat sein Kassenstück . . . Da Bülow Reichskanzler bleibt, wird, denke ich, auch die „Revolution in Krähwinkel" aktuell bleiben.

Der Weise hebt den Finger: „Kein Kassenstück, kein Theater!“ Ich wüßte nicht, wo Reinhardt besseres Futter für seine Kasse hernehmen sollte.

Der Rest ist Melancholie.

... In den „Kammerspielen“ inszenierte Felix Holländer unterdessen den „Arzt am Scheideweg“ von Bernard Shaw.

2

Kammerspiele: Der Arzt am Scheideweg. Komödie in fünf Akten von Bernard Shaw.

Shaw bekam es satt, Theaterkritiken zu schreiben. In einem kleinen Artikel, der jetzt in seinen „Essays“ steht, verabschiedete er sich sehr höflich von seinen Lesern. Könne ein vernünftiger Mensch erwarten, fragte er sie, daß er sein Leben vergeude, indem er immer übers Theater schreibe? Empfange er irgendeine freiwillige Anerkennung für die Wunder an Geschicklichkeit und Fleiß, die er an eine unwürdige Einrichtung und an ein einfältiges Publikum verschwende? „Keine Spur! Meine halbe Zeit verbringe ich damit, den Leuten zu sagen, was für ein gescheiter Mensch ich bin. Nur Gescheites tun: das genügt in England nicht. Die Engländer wissen erst, was sie von einem halten sollen, wenn ihnen die richtige und geziemende Ansicht jahrelang mühselig und beharrlich eingetrichtert worden ist. Seit zehn Jahren pauke ich dem Kopf des Publikums mit beispielloser Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit ein, daß ich ein außergewöhnlich witziger, geistreicher und kluger Mann bin. Das ist jetzt Gemeingut der öffentlichen Meinung Englands geworden; und keine Macht im Himmel und auf Erden wird sie jemals hierin erschüttern.“

Im „Arzt am Scheideweg“ sagt ein kleiner, blondhaariger Bravo, der als Maler ein Genie ist, der aber nimmt, wo er es kriegt, und wo es nicht von allein geht, ein wenig nachhilft — sagt, als vier Ehrenmänner ihn umzingeln und unter Moralgeläute stellen: „Ich bin ein Schüler von Bernard Shaw“ und preist seinen Lehrer als den fortgeschrittensten Menschen .. Nannte man das nicht romantische Ironie? (In „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ kommt Grabbe mit ähnlichem Gepolter auf die Bühne.) Die romantische Ironie, vom Irländer Shaw herangezogen, hat nebenbei Agitationswert. Shaw beabsichtigte, die „richtige und geziemende Ansicht“ über seinen Wert nunmehr auch dem ungläubigen Kritiker William Archer einzupauken, und zwar von der Bühne herunter. Kräftig. Eindeutig .. Dazu schrieb er den „Arzt am Scheideweg“. Archer wollte einmal etwas von ihm sehen, worin ein Mensch ernsthaft stürbe. Der Maler Dubedat (die sanfte, blonde Bestie, die liebenswürdiger und produktiver ist als alle Moral; die derartige Begriffe hinwegIächelt und über den härtesten Widerstand mit einer Zeichnung siegt — Moisst war das!), der Maler Dubedat stirbt wundervoll; in lauter lichtströmender Menschlichkeit entschwindet sein begnadeter Geist, er endet auf dem Gipfel: der letzten Ueberlegenheit. Das ist ein sehr schöner Akt.

Aber diese Sterbeszene ist mitten in ein Lustspiel gesetzt. Sie bringt den geforderten Tod; aber immerhin den eines Schülers von Bernard Shaw. (Deshalb dauerte er so lange. Er ist polemisch gefärbt. Shaw zeigt es dem Archer.) Die Sterbeszene war ein Programmpunkt. Der Maler Dubedat hat im übrigen mit dem Problem der Komödie wenig zu tun. Das Problem lautet: Wenn ein Arzt sich gezwungen sieht, da Kraft, Zeit und Raum nur für einen reichen, zwischen zwei Kranken zu wählen: einem ehrenhaften Durchschnittsmenschen und einem Genie, das ein Korsar ist, für wen soll er sich entscheiden? Aber schon erweist sich die Frage als überflüssig. Denn der Arzt Sir Colenso Ridgeon verliebt sich in die Frau des Malers, und nun läßt er Dubedat sterben, nicht, weil er ihn für minder wertvoll hält, sondern, damit der Frau ihre Illusionen über die Anständigkeit Dubedats nicht genommen werden... Er soll ewig ihr Held bleiben, indem er schnell stirbt. Shaw läßt glücklicherweise vermuten, daß Ridgeon sich über sein Motiv im Irrtum befinde. Ridgeon will die Frau heiraten ... Im letzten Akt erklärt sie ihm: sie habe nie an ihn gedacht. Er sei ja so alt. Sie habe dem Willen Dubedats, der ihr verbot, Witwe zu bleiben, gehorcht und sei bereits schon wieder verheiratet. Diese Szene spielt in einer Galerie, wo Dubedats Bilder ausgestellt sind.

„Der Arzt am Scheideweg“ enthält eine Tragödie des Arztes Colenso Ridgeon, eine Komödie der Aerzte, den ersten Akt eines Thesenstückes, den letzten Akt einer Tragikomödie. Das und noch einiges andere um eine Sterbeszene als Mittelpunkt. Zehn Ansätze zu verschiedenartigen Dramen, jeder von freischärlerischen Einfällen überwuchert ... Ein Jonglieren mit Stoffen, Problemen und kleinen psychologischen Demonstrationen. Alles in allem: ein sehr lustiges und an Schönheiten reiches Drama; gut inszeniert, gut gespielt.

... Ich habe mich bei Shaw noch nicht gelangweilt. In jedem seiner Dramen findet sich eine Tasche voll hübscher, blitzender Dinge. Die will ich mir besehen. Daß starke Gestaltungskraft und eines Dichters anhaltender Gesang nicht seine Sache sind, nehme ich ihm

weiter nicht übel. Was er gibt, ist nicht minder erfreulich. So lang er lebt, will ich ihn bewundern.

3

Kleines Theater: Moral. Komödie in drei Akten von Ludwig Thoma.

Eine „Revue" für die Leser des „Simplizissimus".

Pointe: der Vorstand des Sittlichkeitsvereins muß an eine gastfreie Dame Abstandsgelder zahlen, damit sie gutwillig die Polizeizelle verläßt und den Skandal eines männermordenden Prozesses verhindert, indem sie auf und davon geht. Abstandsgelder zahlt der Vorstand und die Kaution, die der Form wegen gestellt werden muß. Warum? Sie hat durch ihr liebevolles Wesen an der Erziehung des Erbprinzen mitgewirkt. Seine königliche Hoheit mußten in den Schrank flüchten, als die von einem unerfahrenen Assessor entsandte Polizei angerückt kam. . . Nachher darf derselbe Assessor die Dame mit Geld und guten Worten überreden, freundlichst zu entweichen.

Der Assessor war Erich Ziegel. Das Haupt des Vorstandes war Max Marx. Ilka Grüning spielte eine weise Frau. Sie brachte die Raisonnements zur Welt, von denen der Dichter unnötig schwanger war. Er sollte sie bei sich behalten. Sie ruinieren ihm nur seine Witze.

. . Eine „Revue" für die Leser des „Simplizissimus". Sie hat mit dem Dichter Thoma wenig zu tun. Aber sie läßt den Zuschauer empfinden: Rache, Lust und höchste Fröhlichkeit. Alle Feindschaft gegen den Bürger verwandelt sich in lautere Genugtuung: weil er ja doch so dumm ist . .

Rene Schickele

Albert Heine — Herodes V. Aufzug

Berliner Theater

Hinter Deiner stolzen, ewigen Wimper gingen wir unter.
Schwermütige Sterne brannten auf Deinem Lide.

Deine große Hand beugte das Meer
Und brach ihm die Perlen vom Grund.

Die Wüste war dein Schild
In der Schlacht.

An Dich dürfen nur Dichter und Dichterinnen denken,
Mit Dir nur Könige und Königinnen trauern.

Alle Leiber der Stadt ringeln sich
Giftig um Deinen Leib.
Deine Schwester bespie den Traumstein Deiner Liebe.

Du, ein beraubter Palast,
Judas schwankende Säule,
Völker bedrohend.

So arg mag nur ein Schöpfer lichtmitten
Seiner Reiche zerbersten.

Else Lasker-Schüler

Max Halbe: Blaue Berge

Epilog

Voll moralischen Spleens vergräbt sich der Kritiker in seinem Sessel. Wie wertlos ist der Dichter ohne sein Gedicht. Wie verpflichtet die Kunst, aus einem wundervollen Zufall ein System zu machen. Brutal reizt eine der Darstellerinnen seinen durch Mitleid gedämpften Abscheu: sie ist gezwungen, andauernd einen Mann mit „Mein Meister" anzureden. Und „Hans Casper, ist das deine Leidenschaft, ist das deine große Leidenschaft, Hans Casper?" Voller Scham über das Schicksal kriecht der Epilogist in sein Nachdenken zurück: zu einer Zeit starken Anfangs war das Einer! Einer der Unseren, ein (wenn auch versöhnlicher) Pirat! Wie furchtbar ist die Höhe eines Lebens, die nur auf einem Unterbau der künstlerischen Leistung ruht! Und nun wissen es alle: es war ein Irrtum. Was bleibt? Die Leere eines durch einen heiteren Beginn nun tragisch erhöhten Lebens — eine endlose, von Erinnerungen aufgepeitschte Leere . . .

R. K.

Uraufführung im Neuen Schauspielhaus
Als Buch erschienen bei Albert Langen, München

Abende

1

Bei Gelegenheit Girardis

Im Thaliatheater geschehen Dinge, die eine säuerliche Fettigkeit enthalten. Man glaubt, vor einem zäheren Hühnerbraten zu sitzen, um den, auf erkaltendem Teller, die Sauce gerinnt. Ich gedenke, diese Dinge rasch abzuschütteln. Kritiken sind ja Befreiungen. Man stößt eine Tür auf in frische Luft. Nach ein paar Sätzen ist man geläutert. (Andere freilich, wenn ihnen ein Zeitungsverleger unsympathisch ist, brauchen fünf Akte.)

Es wird eine Operette gespielt, deren Autoren zu nennen nicht lohnt: „Bruder Straubinger." Darin verkleidet sich, an einem Duodezhof, ein Landstreicher, dreißig Jahre, als Greis von über hundert Jahren — um irdischer Vorteile willen. Ihm wird Geld und ein Mädchen zuteil. Um diese Girardi-Rolle muß sich jeder Humorist reißen. Denn man weiß, daß sie nichts gieriger lieben, als sich greisenhaft zu machen, mit wackelnder Pergamentglatze einherzuhumpeln, humoristisch zu

zittern, sexuelle Ramponiertheit anzudeuten. In der „Gaîté Montparnasse“ tritt ein Komiker auf, dem jeden Abend die Bürgerschaft mehrerer Arrondissements verfällt —; und alles, was er geben kann, ist: die Gerupftheit solcher Greise, die noch volle Geltung beanspruchen, anschaulich hinzutänzeln. In frechster Vereinfachung der dünnen, fahrigen Linien . . .

Alexander Girardi füllt betuliche Vollbilder aus. Dieser Mann, der Seelenfreund etlicher Wiener Generationen, bescheidet sich jetzt mit einem ostberlinischen Rührmichen. Er ist Humorist. Das erklärt seine schonungslose Beliebtheit. Denn in Deutschland ist jedermann verpflichtet, vom Humor erhoben zu werden über die dumpfen Niederungen des Berufs, hurtig ein Grinsen des Glücks zu erkünsteln und prompt zu gesunden für die Aufgaben des kommenden Tages (ein geistiges Stahlbad!). Dieser Sache sollte man nachgehen: der gangbare deutsche „Humor“, mit dem überredenden Reklamewert der nationalen Arbeit, bedeutet ein allerpeinlichstes Mißverständnis und, für Empfindliche, die grausamste Gottesgeißel, die jemals über Deutschland geschwungen worden ist. Ein Befreier wäre, wer wagte: Haß, Messer und Browning-Pistole diesem Humor! Ein Prätendent der Freiheit, stützt er seine subalterne Herrschaft auf die unerträglichste Konvention. Und hat, schlau genug, für den, der — in Qualen! — ihm widerstrebt, das Stigma: „Philister“ bereit. Resolut wollen wir uns dieser sehr dummen Herrschsucht entziehen! Herr Girardi beteure noch so humorvoll, Küssen sei keine Sünd', und jeder besitze letzten Endes nur sechs Bretter von Holz —: wir lachen des mittelmäßigsten, des unbewiesensten Tyrannen: des Humors!

2

Chat noir

Wer sich, gegen die Mitternacht, aus der Friedrichstraße, dieser legendären Hohlgasse, in das Cabaret „Chat noir“ rettet, ist jedenfalls insoweit geborgen, als seine Meditationen durch nichts Wesentliches mehr gestört werden. Den etwas zu weiten Saal wärmt und sättigt ein gedämpftes Rot. Man sitzt, zwischen Smokings und grauen Schleppkleidern, um deren wundervoll vorgeschriebene Wege sich karmesinrote Shawls schmiegen, vor einem ganz niedrigen Podium und konstatiert bei Sekt oder Mokka, sehr beruhigt, daß die Operationen keineswegs aufdringlich sind. Von oben, wo es ganz hell ist, zagt hängendes Moos hernieder . . .

Natürlich ist alles darauf abgesehen, die fleischliche Liebe (innerhalb des bedeutungsvollen, glänzend-lasterhaften Großstadtlebens!) aus wechselnder Perspektive — nicht: zu packen, sondern: einzukreisen. Die Erotik ist hier das Zentrum eines Kreises, auf dessen Peripherie an tausend Punkten Couplets und Witze angesiedelt sind. Die Länge des Radius bezeichnet das jeweils gewählte Maß an Diskretion, den Grad der „Pikanterie“, die Distanz der Freigeister . . . Bei alledem wird offenbar, daß das Spiel dieser Toreros, die, auf fragwürdigem Pegasus, lanzettenkraffnet einen Stier umtaumeln, nur möglich ist auf Grund der allerstrengsten bürgerlichen Sittenbegriffe. Nur wer die konventionelle Sittlichkeit fanatisch anerkennt, kann diese dosierten und approbierten Anstandsverletzungen genießen. Vermutlich empfindet er einen auflösenden, süß-destruktiven Reiz. Für in sich sittliche Menschen ist die Cabaret-Mystik vollkommen unverständlich. Denn es wird eine Autorität geritzt, zu der sie nicht beten; eine „Moral“ attackiert, die nicht die ihre ist. Ihr einzig Teil ist: zu staunen, daß so geschmunzelt wird. Und das eminent Staatserhaltende einer Institution zu bewundern, der die Mehrheitsmoral nicht nur Herzens-, sondern auch Finanzsache ist.

„Chat noir“ ist ein elegantes Cabaret der gemäßigten Zone. Seinen Pulsschlag reguliert Herr Fritz Grünbaum aus Wien, ein Gentleman mit amerikanisch kurzem Schnurrbart und gepflegtem Weltschmerz. Er möchte, daß wir teilnehmen an seiner Trauer darüber, daß er, der doch gute Bücher gelesen hat, fürs Cabaret schlechte Verse machen und, sich preisgebend, hersagen muß. Dieser Verurteilte schlägt Kapital aus seiner Resignation und seinen kleinen Sklavenaufständen. „Ich hab' einen Haß auf das Publikum . . .“ Er wendet die dicken Worte bedächtig. Da plätschert eine ganz verlaufene Welle von Empörertum, ein parfümiertes, belangloses Abebben . . . Auch keiner der anderen tollt. Dem Mänadischen kommt, all in ihrer glatten Schönheit, Else Berna noch am nächsten. Wenn sie Cake-walk tanzt, sind ihre Gewänder von einem dunklen, wogenden Sturm erfaßt. So stehen Botticellis hohe Frauen in Finsternis und Wehen . . . Vom Fräulein Claire Waldoff erwartet man irgend etwas. Diese kleine rotblonde Dame sollte sich auf wenige, geladene, beängstigende Kolombinen-Bewegungen einigen. Das aufgeworfene Mündchen, über einem schwellenden Hals, müßte aus einem Eiergesicht hervorbluten, das von Puder ganz gedunsen wäre; die Augen, tief in Schminke und Kohle, müßten grauen Hohn bergen . . . Ueberhaupt: statt der innig betriebenen Heimatskunst sollte in diesem Saal eine auf-

reizende Artistik herrschen! Die Welt ist tief! Horatio Viscount Nelson, Geliebter der Lady Hamilton, hat's gewußt . . .

3

Der Doktor Blei

Daß plötzlich ein gelber Herr aus dem achtzehnten Jahrhundert (den linken Lackschuh schleppt er ein bißchen nach; und wenn er wollte, könnte er den devoten Körper sehr leicht zu Korkzieher-Spiralen ringeln) in einen Kreis Entwurzelter eintritt, dunkel lächelnd „Guten Abend" bietet und allsogleich beginnt, durch viel Ordnung und Anordnung allerlei Seelchen nachdrücklich zu verwirren —: das hat allen Schein und Anspruch so sehr gegen sich, daß ich kaum jemanden bitten mag, zu genehmigen, es sei geschehen (am letzten Abend des Vereins für Kunst, im Salon Cassirer). Ich selbst habe es gesehen; aber ich glaube es nicht und wünsche, alles geträumt zu haben. Erleben besagt wenig für den Erlebenden, und alles nur für das Erlebnis; der Träumende aber darf sich fast so hoch schätzen wie seinen Traum . . .

Der Doktor Franz Blei aus München entwindet sich der Finsternis und ist, von der Taille abwärts, hinter einem niedrigen Säulen-Oktogon schnell so sicher verschanzt, daß nunmehr eine Büste im Frack, aus bösem Stamme erwachsen, vor einer schwarzen Leere schwebt und wirbt. In der Geste Eines, der dem großen Brummel Diener und Vertrauter war. Eines, der das rührende Evangelium des Dandysmus in pflichtschuldiger Pedanterie ein bischen forciert. Da dieser Getreue den entschwundenen Vorbildlichkeiten seines Herrn melancholisch nachgrübelt, drängt sich ihm dermaßen die Unzulänglichkeit aller Späteren auf, daß aus dem dünnen, blassen Kreis seines Mundes ganz zerbrechliche O — O — O!'s in die Luft puffen, kleine, mokant schillernde Seifenblasen, die nach kurzer Bahn zerplatzen und einen süßlich-irritierenden Hauch hergeben. Und nun ist keiner mehr überrascht, hinter dem grauen Dandy, auf dessen hoher Stirn die gravitätische Heraldik sechs paralleler Wellenlinien eingefurcht war, einen gelben Höfling aus „Kabale und Liebe" wiederzuerkennen, hurtig dann auch den Doktor Coppelius, hinter riesigen Brillenscheiben versteckt, und endlich Mephisto selbst, der, wiederum lächelnd, die Maske des die Sinnlichkeit protegierenden Privatdozenten ablegt und, ein arbeitsamer Systematiker, mit seinen moralischen Anekdoten aus besserer Zeit einer sublimen Selbstgefälligkeit fröhnt. Er respektiert die Moral und distanziert sie. Darauf wird die Beschränktheit der Gottlosen geduckt. Diesem Doktor ist es nicht um die Rationalisten zu tun. Er endet — die Wachsmaske eines allzu durchwühlten Goethekopfes — als gemessener, orphisch tönender Fatalist. Aus der Puderwolke starrt tief-tröstlich und korrekt ein Totenschädel.

Ferdinand Hardekopf

Konzertnotizen

Der einstige Wunderknabe Mischa Elman ist zum großen Geiger herangereift. Sein voller Ton ist stundenrückend, seine Technik unfehlbar, die geistige Auffassung überraschend reif. :: Im II. Panzner-Konzert gab's eine Jugendarbeit von Leo Blech „Die Nonne" (nach einem Vierbaumschen Gedicht) zu hören. Es ist des kleinsten Generalmusikdirektors sechstes Werk und zeigt — an seinen späteren Kompositionen gemessen — Blechs erstaunlichen Entwickelungsgang. Mit der zweiten Neuheit (von J. Klengel) quälten sich Anton Hekking und der junge Max Fröhlich. Eine nichtssagende Schöpfung, die das Unmöglichste vom Cello verlangt. Die Ausführenden bedienten sich Neu-Cremonenser Instrumente, die ihren großen Ruf bestätigten. :: Johannes Messchaert (von Robert Kahn begleitet) hat nichts mehr mit Kritik zu tun. Ihm hört man nur noch bewundernd zu. :: Des Tonsetzers E. E. Taubert neuestes Opus 56 (ein Streichquartett in Fis-moll) hatte den einen Fehler, daß es vom Waldemar Meyer-Quartett vorgeführt wurde. In einer anderen Besetzung kämen Tauberts Vorzüge zu eindringlicherer Wirkung. :: Direktor Reinhardt läßt in seinem Kammerspielhaus Kammermusik spielen. Irma Saenger-Sethe tat sich mit Urack und Lampe zusammen, um dort stimmungsvolle Nachmittage zu geben. Die Absicht ist jedenfalls löblich. :: Das Wiener Rosé-Quartett stieß auf Widerspruch mit dem neuen C-dur-Klavier-Quintett op. 23 von Hans Pfitzner. Ueber ihn soll hier demnächst im Zusammenhang gesprochen werden. :: Felix Berber hatte mit der Einführung des H-moll-Violinkonzerts von Fritz Kauffmann mehr Glück. Eine „dankbare" Aufgabe für Geiger. :: Im Mozartsaal: Georg Schnéevoigt an der Spitze des Blüthnerorchesters, in der Philharmonie: der mächtige Mottl mit den Philharmonikern. Beide an einem Abend, beide fast dasselbe Programm. Mottl ist der ruhige, überlegene, strenge, während Schnéevoigt sich noch in der Sturm- und Drangperiode bewegt. :: Alexander Heinemann ergriff mit seinem warmtimbrierten Baßbariton und seinem überzeugungsvollen Vortrag. Warum mich auf dem Podium zwei leere Stuhlreihen und ein überflüssiger Flügel anstieren mußten, ist mir unbegreiflich. Im übrigen wurde Heinemann

von Alfred Simon außerordentlich unterstützt. :: Die schöne Römerin Maria Avani-Carreras träumte Liszt's „Liebestraum" in technischer Vollendung. Max Olitzki

Rudolf Wilke

In Rudolf Wilke, der plötzlich starb, verliert der Teil der Simplizissimusleser, der an diesem Blatte künstlerisch interessiert war, seinen teuersten und sympathischesten Mitarbeiter. Wenn sich die Kommis an ihrem Rzeznizek berauschten, der liberale Mittelstand sich mit Thöny in witziger Respektlosigkeit übte und Studenten und Literaten die blutigen Reißer Heines und Gulbraussons mit anarchischen Wohlgefühlen verschlangen, griffen die Künstler zu den unscheinbaren, trockenen und knappen Blättern Wilkes, die ohne Programm und ohne daß man darauf rechnen konnte, hie und da auftauchten und den überraschten Augen etwas wie eine Welt boten, eine organisch bewegte, in sich ruhende Welt voll der fragwürdigsten und abenteuerlichsten Gestalten, die ihren Witz in sich hatten und ihn von sich gaben mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie unter einem Gewirr von Strichen von der Hand des Malers zum Leben erweckt waren, vegetierten und philosophierten. Eine Welt schuf Wilke, während seine Kollegen mit ihren Karikaturen ein ornamentales Kunstgewerbe pflegten: das macht es, daß die Künstler ihn besonders lieben müssen. Er war nicht das, was man einen starken Zeichner nennt, er hatte sogar etwas Unbeholfenes und Unsicheres, das von fern an die Kunstübungen des kleinen Moritz erinnern konnte Aber was er mit seinen Kritzeleien zusammenbaute, hatte Form und vegetatives Leben und ließ das Temperament eines Menschen spüren, der etwas schwerflüssig und vielleicht schon ermüdet, mit einer Art nervöser Wut sich daran machte, der Welt der geordneten Langweiligkeiten in dem genialischen Zynismus landstreichender Strolche ihr Spiegelbild entgegenzuhalten. Mit welcher Liebe Wilke an seinen Pennbrüdern und Gaunern hing, ist evident, wenn man beobachtet, mit wieviel mehr Freiheit er ihre Konturen entwirft als etwa sonst ein Detail. Er kann etwas ganz Dilettantisches haben, wenn er auf seinen Landschaften etwa einen Strauch, ein Blattgewächs oder sonst eine pflanzliche Einzelheit gibt. Ihm sind die Brüder von der grünen Aue so sehr die eigentliche Vegetation, daß er nur sie in das Gewebe von Strichen hineinbezieht, mit denen er seine Terrains baut, und es ist dann naturgemäß nichts köstlicher zu sehen, als wie so eine menschliche Kuriosität frei und natürlich seiner Umgebung entwächst und sie beherrscht. In diesen Dingen steckt das, was wir an Wilke als das Schöpferische verehren; und etwa noch in seinen Sepiablättern, wo er nur durch Aussparen und Nuancieren des einen Tones erstaunliche Zusammenhänge gewinnt, vermögen wir das gleiche Kosmische wiederzufinden. Die mancherlei anderen Dinge, die er in Gesellschaft von Thöny und besser als dieser gemacht hat, geben wir gern preis; sie vermögen sein Prestige nicht zu erhöhen, von dem man wohl am besten spricht, wenn man dieses sagt: daß es zum Unterschied von der Berühmtheit der anderen Simplizissimuszeichner am wenigsten vom Blatte abhängig war.

Müller-Kaboth

Unbekannte Naturkräfte....

An die Redaktion des Morgen

Darf ich mir erlauben, im Anschluß an Dr. A. Landsbergers Notiz in Nr. 45 des Morgen meiner Verwunderung Ausdruck zu geben über das Aufsehen, das anscheinend Flammarions Buch in Deutschland erregt hat. Dr. Landsberger spricht die Hoffnung aus, daß nunmehr, nachdem ein so „kompetenter" Forscher wie Flammarion seine Erfahrungen resümierend bekanntgegeben hat, auch die deutsche Gelehrtenwelt den aktuellen Problemen ihr Interesse zuwenden werde. In der Tat scheint z. B. Prof. W. Ostwald durch dieses Buch zu seinem sehr interessanten Aufsatz „Werdende Wissenschaften" in der „Zeit" (Nr. 2134) angeregt worden zu sein. Es ist mir nicht verständlich, warum gerade dieses Werk, dessen wissenschaftlicher Wert m. E. sehr gering ist, einen solchen Erfolg erringen kann, während sehr viel bedeutendere Publikationen anderer Gelehrten, deren Ruf in der wissenschaftlichen Welt den des französischen Astronomen z. T. weit übertrifft, — ich nenne nur Richet, James, Morselli, Maack, die „Society for psychical researches", die Namen wie Ramsay, Lodge, Crookes, Wallace, Sidgwick, Barrett u. a. m. zu den ihren zählt — in weitesten Kreisen unbekannt geblieben und nur von den „Fachleuten", den Okkultisten, gebührend gewürdigt worden sind.

Im übrigen kann ich mich der Hoffnung des Herrn Dr. Landsberger nur anschließen, daß sich auch unsere Akademiker mit okkulten Dingen beschäftigen werden, bin aber nicht Optimist genug, in Flammarions Buch den Anstoß dazu zu erblicken.

Noch eins: Bekanntlich hat die „Psychologische Gesellschaft" zu Berlin unter der Redaktion der Herren Prof. M. Dessoir und Dr. A. Moll eine Umfrage betreffs „übersinn-

licher Erlebnisse" erlassen. Ich muß gestehen, ich verspreche mir nicht viel davon. Ich halte das nicht für die richtige Art, ein so kompliziertes und schwieriges Problem anzupacken. Was kann man mit unkontrollierbaren Erlebnissen anfangen? Das Resultat der Enquete muß ja negativ ausfallen. Da hat Dr. F. Maack richtigere Wege gewiesen („Wiss. Zeitschrift f. Xenologie", 1899—1902). Zudem hat die bereits genannte „Society for psychical researches", wie übrigens auch Flammarion, über dieses Thema bereits ein sehr reiches Material gesammelt.

Graf Carl Klinckowstroem

Berliner Schönheitssucher

Der protzig vollzählige Mozartsaal. Stuhl an Stuhl, Gehrock an Gehrock, dazwischen grauwulstige Gymnasialprofessorenschädel mit Brillen. Ueberhaupt nur Brillen. Auch die wenigen anmutigeren Mädchenköpfe scheinen nach Brillen zu lechzen. Ueber der mißmutig wartenden Publikumsmenge dieses kleinen, „beschränkten" Kreises der zum „Schönheits"-Abend Geladenen liegt es wie ein Dunstkreis von vorschriftsmäßiger Predigtandacht. Kein Lächeln wagt sich hervor, nur hier und da wispert ein meckerndes Assessorkichern in einer Ecke des Saales; Lebemänner sind's, in Frack und Lack, die einander zweideutige Vorfreudenwitzchen zuräkeln. Dann plötzlich Verdunklung des Saales. Antike Bildwerke vor schwarzem Hintergrunde in viel zu blaues, aufdringliches fahl sein sollendes Licht getaucht, möchten sich allzu gern als Mahner an verklungene Hellenenschönheit ausgeben; aber diese Diskuswerfer und Marathonläufer scheinen vor allem die Schönheit des Lendenschurzes und die Nichtunsittlichkeit dieser Schönheit-Abende den feierlich prüfenden Abgeordnetenaugen beweisen zu wollen, die da geruht haben, sich von der Interpellationsberechtigung des neuesten Roeren-Streiches zu überzeugen. Und dieses Klavierlehrerinnenakkompagnement, das die musikalische Grundlage bildet, Chopin: seine weichesten, süßesten Mondscheinnokturnos zu hellenischem Schönheitsideal! — — — Nun soll es menschlicher, gegenwärtiger werden. „Spielende Kinder", „Lebender Vasenschmuck", „Sommermärchen". So blaublümeleinsüß wie diese Titel ist die Darstellung der Lichtbilder-Naturaufnahmen — die Assessoren gähnen nur noch ins seidene Taschentuch, und als dann gar der Leiter des Abends, ein schröcklich idealistisch dreinschauender Jüngling, das Wegfallen der charakteristischen Nacktheittänze des Fräulein Desmond wegen Erkrankung der Dame hervorlispelt und mit keuscher Gebärde um Entschuldigung bittet, geht es wie ein Murmeln des Zornes durch die „andöchtige Föstversammlung" . . . Was soll dieser nackte Bogenschütze, was dieses Ringerpaar von Schönheit künden? Es ist ein Zurschaustellen von Akten, nüchtern, sachlich, gymnasialturnlehrermäßig, — voilà tout . . . Wir flüchten uns schnell zu der anmutigen Garderobenhebe im weißen Häubchen, die mit biegsamem Leib sich wendet und uns verwegen lächelnd den Mantel reicht! . . .

Arthur Neißer

Politische Gedichte

Chinesisches

Tot der Kaiser, tot die Tante
in dem fernen Sonnenreiche.
Beide liegen Leich' auf Leiche,
für die Chinas Herz entbrannte.

Ach, wie die bezopften Gelben
jetzt voll Schmerz sind und voll Trauer!
Ach, es wackelt Chinas Mauer
um den Abgang Höchstderselben.

„Laßt das Sonnengold nicht rosten!
Unter leergewordne Kronen
sammelt lebende Personen!" —
tönt der Ruf im fernen Osten...

Lobt den Herrn! Bei uns zulande
dürfen wir uns weiter freuen
an den Herrn, die uns betreuen. —
Doch man putzt an dem Gewande.

Laßt das Putzen! Laßt das Schaben!
Bleibe alles nur beim Alten! —
Bülow ist uns ja erhalten! —
Jauchzen wir, daß wir ihn haben.

Nur kein Wechsel der Personen!
Lobt das Alte, das Bequeme!
Laßt den Wechsel der Systeme
denen, die in China wohnen!

J. Diot

Balalaika

Die Balalaika kann sich jeder selbst machen, gerade so leicht wie das Nigger-Banjo Die Balalaika hat drei Saiten auf einem langen Hals über einem dreieckigen Kasten aus Tannenholz. Auf der Balalaika kann jeder spielen, gerade so wie jeder das Wasser fließen hört oder Grillen auf der Grasebene schreien, oder wie jeder russisch spricht.

Einer darf auf ihr allein spielen und alle andern hören zu, aber darum ist der Spieler kein Solist. Er spielt nur, wie jeder es weiß und gerade so gut könnte; er spielt, weil eben kein anderer nach ihr greift. Denn in Rußland gibt es keine Solisten: Jeder Russe ist

ein Repräsentant, der Zar ein Ornament von Byzanz, die Cholera ein Ornament von Gott, und die erste Wirkung des Individualistenromans „Sanin“ erotische Kommune. Die Balalaika ist nicht zum Zuhören da, sondern zum Spielen; wenn dreißig Männer zusammen sind, müssen alle dreißig Balalaika spielen, dazu muß einer auf ein Tamburin schlagen, die Frauen klatschen in die Hände, und ein Schlanker in roten Hosen wirft sich in der Mitte umher, springt im Kreis, die Frauen rufen nach ihm und schlagen ihn, er gibt sich preis, jetzt wirbelt er seine roten Beine um sich wie ein roter Rauch, knickt in den Schenkeln zusammen, springt zerknirscht vor den Frauen auf den Knien, wühlt immer rasender mit den Absätzen die Erde auf, die Saiten des Balalaika-Chores werden zum lauten und ungewissen Schluß gerissen, und das Tamburin knallt schrill nach. Die Mädchen weinen hysterisch und gehen ins Haus. Der Tanz war eine Kamarinskaja.

Der Klang der Balalaika ist Geräusch, deutlich Geräusch im Holz und in den Saiten. Gegen diesen Naturklang des Materials klingen die materiellen Geräusche der europäischen Mandolinen und Gitarren wie ein ätherisch abstraktes Plärren.

In der Balalaika klingt alles dumpf mit, was es an greifbaren Dingen gibt. Dieser Ton ist die Melodie menschlichen Röchelns hinter roten Samtvorhängen. — Wenn die Balalaika in Europa spielt, werden die Männer rot und unruhig, und die Frauen lehnen sich zurück und verdrehen die Augen. Das Balalaika-Orchester erotisiert einen Wiener Walzer aus seiner geheimniskrämerischen Galanterie zu fleischlichen Grimassen. Ein einziger Geigenstrich hinein in das katzenhaft schleichende Brunstdunkel dieses Naturklanges müßte wirken wie das weiße Lächeln eines verkitschten Heiligen.

Ludwig Rubiner

Verein für Kunst

Leitung: Herwarth Walden

Organ: Morgen

Der Vortrag von Professor Georg Simmel über die Kunst Rodins findet nicht Donnerstag, sondern Freitag, den 27. November, abends 8 Uhr, im Künstlerhaus, Bellevuestraße 3, statt. Am Montag, den 30. November, spricht im Salon Cassirer, abends 8 Uhr, Professor Karl Larsen über Kriege und Menschen.

Im Laufe der nächsten Woche wird zum ersten Male die Tänzerin La Gioconda auftreten. Voraussichtlich werden zu diesem Tanzabend nur die ordentlichen Mitglieder Zutritt haben können. Näheres durch das Bureau des V. f. K., Halensee, Katharinenstr. 5 (Amt Wilmersdorf A, 3524).

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6

Geschäftliches

Die 2. Kolonial-Bilderserie von Deutsch-Südwest-Afrika, welche die bekannte Firma Chr. Adt. Kupferberg & Co., Sektkellerei in Mainz, ihren Freunden und Kunden widmet, liegt vor uns, und wir freuen uns, konstatieren zu können, daß diese Serie nicht nur der ersten vollkommen ebenbürtig ist, sondern diese in mancher Beziehung noch übertrifft.

Die 12 künstlerisch ausgeführten Blätter von Deutsch-Ostafrika sind an Ort und Stelle bei einer Durchquerung des Landes durch einen bekannten Künstler entstanden und werden in ihrer Farbenpracht jedem Freunde unserer Kolonien Vergnügen bereiten.

Die Albumblätter, für die der Maler Hans Völcker-Wiesbaden die Bildentwürfe lieferte, stellt die Firma Chr. Adt. Kupferberg & Co. jedermann kostenlos zur Verfügung. H.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages Fritz Eckardt, Leipzig, Querstr. 4—6, bei, auf den wir ganz besonders hinweisen.